

Verf.

Rochlitz, Friedr.

B l i c k e
in
das Gebiet der Künste
und
der praktischen Philosophie.

Leiste deinen Zeitgenossen — aber was sie bedürfen,
nicht was sie loben.

Schiller.



G o t h a,
bey Justus Perthes 1796.

8 1 1 8

in

Das Gedicht der Rühre

und

der ersten Philosophie

1711

Gelehrten Verbit

Das Gedicht der Rühre — das was die Rühre

ist und ist

1711



Goe 2464

Das Gedicht der Rühre



ganzheitliche Herder'sche
Vicepräsident Herder

1793

Diese kleine Sammlung von
pöbeln und armenigen
sind aus Lamenten in verschieden
hohen Erhöhen unter
Sie hätte nicht auf
sein werden können
sind in sich
nicht haben
aufgeben

aus aufrichtigster Verehrung

Wiederholentlich

gewidmet.

Die kleine Anzahl der
Kopien und die geringe
Zahl der Exemplare in
den Bibliotheken sind
die Gründe, weshalb
ich mich zu diesem
Werk entschließen konnte:
denn ich habe mich
nicht leisten zu lassen,
ausgegeben, hätte es
nicht sein sollen.



Vorerinnerung.

Diese kleine Sammlung praktischphilosophischer und artistischer Aufsätze entstand aus Entwürfen zu verschiedenen einzelnen kleinen Schriften unter meinen Papieren. Sie hätte leicht auf einige Alphabete verfertigt werden können: aber ich schätze das Publikum zu sehr, als daß ich meine Gedanken ihm nicht lieber zu kurz, als zu seinem Zeitverderb ausgedehnt, hätte geben sollen. Sollte es

mir glücken, daß meine Beurtheiler — deren Strenge ich mich sehr gern unterwerfe — das eine oder das andere weiter ausgeführt und verarbeitet wünschten: so ist ja immer noch Zeit dazu. Daß ich zuweilen jetzt herrschenden Meinungen widersprochen habe, geschah' aus voller Ueberzeugung, mit der gehörigen Bescheidenheit, und nicht ohne angeführte Gründe. Scheinen diese nicht hinlänglich und ausreichend: so lasse ich mich gern eines bessern belehren, zufrieden, zur nähern Untersuchung und festern Begründung der Sache Gelegenheit gegeben zu haben. Daß ich dessen ungeachtet hier und da anstoßen könnte, sahe ich voraus; es durfte mich aber nicht abschrecken.

Die beygefügtten Bruchstücke aus Briefen, auf einer kleinen Reise geschrieben, enthalten nicht eigentliche Reisebemerkungen, sondern Ideen desselben Inhalts, wie die vorhergehenden Aufsätze. Es ist über die Orte, welche ich sahe, so viel und so erschöpfend erzählt und geschrieben worden, daß mein Journal nur für mich, nicht für das
Publi-

Publikum belehrend seyn kann; und der unsittlichen Sitte nach, hundertmal beschriebene Dinge zum hunderterstenmale zu beschreiben, damit etwa die Reisekosten heraus kommen — dazu hielt ich meine Leser, und, wenn ich es sagen darf, mich selbst für zu gut. Alle Anekdoten und personelle Bemerkungen, die, während sie einige Leser ein Viertelstündchen unterhalten, die Zufriedenheit einer Familie vielleicht auf Jahre stören, hab' ich — gleichfalls der Mode zuwider — mit Abscheu verworfen. Dasselbe hab' ich aber auch mit denen gethan, die mir den Schein von Schmeicheley geben konnten, und die, während sie wenig Leser unterhalten, das Vertrauen der meisten zum Schriftsteller vernichten.

Ich würde noch manches, als zu wenig neu, ausgestrichen haben, wenn man mich nicht durch den allerdings wahren Spruch abgehalten hätte: manches, auf das man nicht hören mag, muß wieder und immer wieder gesagt werden, bis man „um des unverschämten Geilens willen“ — endlich

doch hört. Vielleicht ist es auch nicht unnütz,
Gegenstände, die jeden gebildeten oder sich
bildenden Menschen interessieren, zu einer Zeit
gemeinfaßlich zu behandeln, wo man sich so
sehr bemühet, sie durch dunkle abstrakte Dar-
stellung und Sprache nur dem eigentlichen Ge-
lehrten genießbar zu machen.

Meine Absicht war gut: möchte es doch
auch ihre Wirkung seyn! —

I.

Ueber

Männerkeuschheit.

Wilhelm G — war begraben. Es war eben
Versammlungstag unsers kleinen wissen-
schaftlichen Zirkels. Vom Kirchhof kamen
wir bey F — zusammen. Die Reihe der
allgemeinen Unterhaltung war an mir.
Nicht ohne Absicht hatte ich diesen Auf-
satz bearbeitet, den ich vorlas. Erschüttert
saß der Kreis der Jünglinge um mich —
erschüttert und stumm. Gehüllt in seinen
Trauermantel, mit hochklopfenden Herzen
warf keiner ein Auge umher in den matter-
leuchteten Versammlungsaal.

Sie erwarten von mir die Erneuerung des
Andenkens unsers unglücklichen, nun ruhenden
Freund:

Freundes! Aber warum eine Erinnerung an et-
was, das Ihnen allen schon so lebhaft gegen-
wärtig ist? Gewiß schwebt Ihnen sein ver-
schmachtetes bleiches Todensbild noch immer vor!
Gewiß sehen Sie ihn noch, wie er heute vor
vier Wochen auf dieser Stelle uns sein letztes
Gedicht: Sehnsucht nach Auflösung —
vortas! Gewiß hören Sie noch den Ausruf,
mit dem er in unsern Armen verschied: Gott
verzeihe —! In meinen Ohren rauschen
noch die Geile, an denen man ihn in die Gruft
senkte, und das dumpfe Hallen der ersten Erdwür-
fe auf seinen Sarg, und dann der Grabgesang:
Mach's nur mit meinem Ende
gut —!

Ihre Thränen bestätigen es, daß Sie
mit mir in einer Empfindung sind. Warum
solte ich also Ihre Herzen mit dem noch mehr
bestürmen, was sie ohnedies erfüllt? — Du
guter — du ehemals so überglücklicher und dann
auf einmal aus deinem Himmel herabgerissener
Jüngling — du büßtest schwer! Ruhe wohl!
Dich ergriff die Rache schnell — ach, sehr schnell!
Jetzt ruhe wohl! Dem Andenten bleibe unter
uns,

uns, so lange wir unsrer selbst gedenken! Uns
 glücklicher — es bleibe uns ein Bild des Mit-
 leids, und der Warnung. Thränen helfen dir
 nichts, helfen uns nichts; erhalten wir aber
 dazu dein Andenken, so freuest du dich gewiß
 wenn es dir vergönnet ist, auf deine Freunde
 zu blicken! Deine Liebe hätte uns in deinem
 Leben so gern glücklich gemacht; so kann es
 dein Unglück in deinem Tode! Ja, ich fürchte
 deine Misbilligung nicht, du geliebter Geist,
 wenn du mich hören kannst — da ich von dem
 Grunde deines Unglücks jezt — eben jezt
 spreche; da ich von dem Gelegenheit nehme zur
 handeln, was dich zum vortrefflichsten, glük-
 lichsten Mann gemacht hätte — von Män-
 ner Keuschheit! Du verschmähtest diese red-
 lichste Freundin der Jugend — ach! Sie hätte
 dich zum vollkommensten Jüngling, zum Stolz
 deiner Freunde, zur Stütze des Vaterlands,
 zum Segen für viele gemacht; statt daß du so
 dich hinopfertest! Ach! daß du dich uns ver-
 bargst! daß du dich deinen Freunden entzogst,
 die dich vielleicht gerettet hätten! — Das ist
 zu spät: aber das ist nicht zu spät, uns selbst
 das

das zu wiederholen, was wir — was ich wenigstens dir gesagt haben würde, wenn du mir dein Vertrauen geschenkt hättest! Das will ich jetzt! Und hiermit nehme ich nochmals von dir Abschied — Ruhe wohl in deiner stillen Gruft! Ruhe wohl! —

Wenn ich zu Ihnen, meine Herren, von Männerkenschheit sprechen will, so fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen eine kalte regelrechte Predigt halten, oder von der andern Seite durch Deklamationen Sie betäuben will: ich würde bey dem ersten Ihre Herzen, bey dem zweyten Ihren Verstand leer lassen, und ich wünschte auf beydes zu wirken. Auch weiß ich, daß es Ihnen so wohl als mir bekannt ist, was die Moral hier befehlet; hingegen ist mir eben so wohl bekannt, daß da, wo Leidenschaft erwacht ist — wie nun Menschen einmal sind — es mit dem Befehlen nicht ausgemacht ist. Ist der Leidenschaftliche kein denkender Kopf: so hört er auf diese Gesetze gar nicht; ist er zum Denken gewöhnt: so grübelt und sophistisirt er so lange an ihren Forderungen, bis er glaubt mit Rechte sich dagegen aufsehen zu können. Ich erwähne also

also diese Gesetze nur mit wenig Worten und mit Ehrfurcht, voraussetzungsweise. Wohl dem edlen und festen Manne, dem sie genug sind, um die Reizungen der Zauberin im verführerischen Gewand, beym Gefühl von Kraft, beym Drange nach Genuß — von sich zu weisen! Ihm hab' ich nichts zu sagen! Wer aber fühlte, daß er sich noch nicht an das kleine Hänlein solcher außerordentlichen Menschen anschließen darf, der gönne mir Gehör! gönne mir Aufmerksamkeit! —

Ich spreche zu denkenden Männern! Leidenschaft, sagte ich — macht solche nur gar zu oft zu den gefährlichsten Sophisten. Lassen Sie mich das erweisen! Man sucht vom ungesetzmäßigen Genuß der Geschlechtslust abzuhalten durch die Befehle der Religion.

„Wie nun aber“ — wendet die sophistische Leidenschaft ein — „Sind nicht alle Vorschriften über diesen Genuß erst Produkte der bürgerlichen Verfassung? und stehen ihre Gesetze nicht im augenscheinlichsten Widerspruch mit den Gesetzen der Natur? Empören sich hier nicht die beyden Begriffe — Mensch und Bürger,“

„ger, gegen einander? und welcher ist nun der
 „Grundbegriff? Was war ich zuerst? was ist
 „meine Bestimmung? was fördert, was hinc
 „dert sie? doch dies führt auf nichts als auf
 „Fragen, die nur immer wieder auf Fragen hinc
 „leiten — fährt die grübelnde Leidenschaft fort —
 „Ich will deshalb von diesen schweigen, wenn
 „aber nur nicht die bürgerliche Verfassung mit
 „ihren recht, erlaubt, gesetzmäßig,
 „moralisch — sich selbst hier widerspräche!
 „Sie hat doch erst die traurige sogenannte Kult
 „tur — die traurige Verfeinerung der Sitten
 „und des Geschmacks, die größere und früher
 „erweckte Empfindsamkeit für das Schöne und
 „Reizende in der Bildung beyder Geschlechter,
 „die stete Annäherung beyder durch Geselligkeit;
 „sie hat doch erst jene luxuriösen Künste, jene
 „Weichlichkeit, Zärtlichkeit, Empfindsamkeit
 „hervorgebracht; hat ihren Zögling selbst bis
 „auf den höchsten Punkt der Spannung hinauf
 „getrieben; und nun kommt sie mit ihren Ge
 „setzen und will ihn in dieser Spannung verhar
 „ren lassen, bis Zeiten, Umstände und Ver
 „hältnisse ihm einen Gegenstand seiner Liebe zu
 „han:

„handeln? Noch mehr! Ist's nicht offenbar
 „— je mehr der Mensch mit Leib und Seele
 „verbürgert; je mehr er von den Verhält-
 „nissen der Verfassung abhängig; je feiner seine
 „politische Geistesbildung; je höher sein Stand
 „wird; desto mehr Hindernisse legen ihm eben
 „diese Verhältnisse, dieser Stand, diese Kultur
 „in den Weg, seine Neigung gesetzmäßig
 „zu befriedigen? So läßt der tyrannische Vater
 „seine Kleinen erst halb verschmachten, reizt ih-
 „ren Hunger aufs höchste, und setzt sie dann
 „mitten unter Zuckerbrod, mit dem Bedeuten:
 „rühre nicht eher etwas an, bis ich vielleicht
 „in einigen Stunden komme und es dir be-
 „fehle!“ — —

Ich glaube, meine Herren, Sie kennen mich
 zu gut, als daß Sie einen Augenblick glauben
 solten, ich fühlte das Gefährliche, Schwanken-
 de, hier und da höchstens halb wahre eines
 solchen Raisonnements nicht: aber Sie wissen
 auch eben so gut, daß es dessen ungeachtet die
 Grundsätze eines großen — vielleicht des größten
 Theils der heutigen raisonnierenden Jugendwelt
 sind! daß die religiösen Grundsätze für diesen
 v Punkt,

Punkte, so wie überhaupt, bey dieser Art Menschen sehr viel von ihrem Einflusse verlohren haben! daß ein gewisser Kizel sich überall ein wenig an der bürgerlichen Verfassung und an allem, was damit zusammenhängt, zu reiben, gar viele plagt — gar viele, die die Vortheile dieser Verfassung nicht einmal erwogen haben, oder zu erwägen fähig sind. Es kann Ihnen auch nicht unbekannt seyn, daß manche große und mit Recht verehrte Männer, in der Leidenschaft, wovon wir sprechen, ihre Schwäche zeigten, und dadurch den Verehrern jener Grundsätze, Autoritäten darboten — — überdieß helfen bey solchen demonstrierende Widerlegungen leider gar nichts — sie lesen sie nicht, oder lesen sie mit Vorurtheit; ihr System, bey dem sie sich zur Zeit wohl befinden, ist abgeschlossen; ihr Verstand ist zu gewohnt von ihren Neigungen überstimmt zu werden — —

Dies soll mich etwa nicht zu Klagen über die böse Welt führen: aber auf die Behauptung leitet es mich, daß man heutiges Tages auf andere Mittel denken sollte, um jene ausgebreitete, übrigens oft sehr achtungswürdige und so viel

ver:

vermögende Art Menschen von geseswidrigem Geschlechtsgenuß abzuhalten; auf Mittel, die, als besonders auf den Geist des Zeitalters gebauet, wenigstens mit den Forderungen der Moral und der Religion verbunden werden; oder die vielmehr auf diese Forderungen vorbereiten, ihnen Eingang schaffen, die Gemüther für sie empfänglicher, geneigter machen könnten!

Doch ehe ich einen Versuch zu solcher Anleitung wage, muß ich noch von einem andern Mittel reden, wodurch man jene Enthaltbarkeit zu bewirken sucht; ich meyne die Schilderungen der schrecklichen Folgen, die Unkeuschheit für Geist und Körper hat. Auch hier entschläpft der leidenschaftliche Sophist, und sein Ausweg ist wirklich hier noch bequemer.

„Wie —?“ sagt er — „Ihr führt mich in die höhern Stände, unter eure vornehme Welt; ihr zeigt mir da an so vielen Theilen derselben ihre totale Unfähigkeit, nur irgend etwas, das einem männlichen, starken, philosophischen Gedanken ähnelt, zu fassen; ihr zeigt hin auf ihr schaales sich hin und herleiten lassen, von jedem

„Thoren und Betrüger, der sie einmal zu fassen
 „wüßte und sich nun die Nähe nimmt, sie zu
 „regieren! Ihr deutet hin auf ihren überwie-
 „genden Hang zur Schwärmerey aller Art: auf
 „ihre Lebensinkturen und Lebenspillen; auf ihre
 „Goldföcher und Geistersehn; auf ihre Heilands-
 „erscheinungen und Lämmleinstheologen! Ihr
 „macht mich aufmerksam auf die allaugenblicklich
 „dem Kenner sich äußernde Befleckung und Ver-
 „derbnis ihrer Einbildungskraft und Phantasie;
 „ihr vergesset nicht die Gedächtnisschwäche selbst
 „unter so vielen heutigen Gelehrten! — Oder
 „ihr deklamirt vom Körper!“ fährt der
 Sophist fort —

„Ihr führt mich in Lazareth, wo der Aus-
 „schanck der Opfer der Unkenschheit die Lüfte ver-
 „pestet; wo der Anblick der — wie am Aufer-
 „stehungstage, belebten Gerippe mein Haar em-
 „portreibt und fürchterliches Schaudern durch
 „meine Adern gießt! Ihr laßt mich einen lie-
 „benswürdigen Jüngling, ein vormals blühen-
 „des Mädchen zum Grabe geleiten, die als Opfer
 „dieser Leidenschaft starben! Ihr deutet hin auf
 „die jetzige Männergeneration, die, wie ihr
 „sagt,

„sagt, im Ganzen genommen, zwischen ihren
 „vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahren, wo
 „unsre Vorfahren, wo auch die einzelnen Ent-
 „haltssamen unsrer Zeit erst in voller Reife des
 „Geistes und Körpers stunden — schon ver-
 „krumpften, eindorreten! Ihr unterstützt end-
 „lich eure Bemerkungen mit den Autoritäten
 „berühmter Aerzte! — Fern sey es von mir“ —
 „setzt er nun hinzu — eure Thatsachen zu leug-
 „nen, eure Augen und Schlüsse lügen zu straf-
 „fen: aber ihnen einige andere Bemerkungen
 „an die Seite zu setzen — das werdet ihr hoffent-
 „lich erlauben. Eure Schilderung von Schwäche,
 „man möchte oft sagen — von gänzlicher Ab-
 „geschiedenheit des Verstandes, von besterter
 „Phantasie, von Schwärmerey aller Art, unter
 „gewissen Ständen, ist sehr wahr. Gegen ihre
 „Allgemeinheit hatt' ich zwar einiges einzuwen-
 „den; sie klingt mir freylich etwas zu hyperbo-
 „lisch, zu journalmäßig; wenn eure Tissots so
 „ganz recht hätten, müßte nun wohl Europa
 „wenigstens menschenleer seyn: indeß ich will
 „hiervon schweigen! Aber wer hat denn bewie-
 „sen, daß die Geistesbankerouts gerade nur —

„oder doch hauptsächlich von diesen Aus-
 „schweifungen vieler eurer Vornehmen herrüh-
 „ren? Sahet ihr nicht, wie sie, wagen der
 „bloßen Konvenienzheyrathen ihrer Aeltern,
 „zwischen Schlafen und Wachen erzeugt, schon
 „ohne Kraft des Geistes und Körpers die Welt
 „betraten? Sahet ihr ihr Schwelgen nicht?
 „nicht ihre Arbeitscheue und Trägheit? und
 „vor allem — Sahet ihr nicht ihre Erziehung?
 „Sahet ihr nicht die Räuber, die sie von klein
 „an unlagern und ihnen stehlen —“ ihr Gold?
 „das möchte hingehen!“ ihre Selbstthätig-
 „keit? „traurig! aber auch die laffet gehen!“ die
 „Liebe ihrer Untergebuen —? „noch trauriger!
 „aber noch nicht das traurigste! sie stehlen ih-
 „nen — die Wahrheit! — Wo diese
 „Umstände anders sind, da wird auch alles
 „anders! Was sagt ihr zu Alcibiades? zu Mi-
 „rabreau? zu Voltaire? zu Heinrich IV.? zu
 „—? zu —? daß viele — oder wenn ihr wolt, die
 „meisten unserer Gelehrten weniger Gedächtnis
 „haben, als die Gelehrten der Vorzeit, geb'
 „ich gleichfalls zu: aber erweist mir erst, daß
 „davon die Ursache nicht gegründet ist in der
 heutz:

„heutges Tages weit größern! und öfterern An-
 „strengung der Vernunft und des Scharfsinns
 „für Spekulation und für höhere Regionen des
 „Denkens: da im Gegentheil bey unsern Vor-
 „fahren die historischen Kenntnisse — im weit-
 „testen Sinne des Worts — den Gelehrten
 „machten, bey deren Erwerbung natürlicher
 „Weise das Gedächtnis so ungemein angestrengt,
 „geübt und also vervollkommt wurde! — Ich
 „gehe noch weiter: woher denn die Phantasie-
 „armuth bey den meisten unser Vorfahren? wo-
 „her ihre Geschmaklosigkeit? woher ihre Un-
 „empfindlichkeit — nicht nur für alles ästhetische,
 „sondern auch für die Summe der Tugenden,
 „die man unter dem gemeinsamen Namen Hu-
 „manität begreift? Ihr dürft mir hier nicht
 „einwenden, daß sie sich dabey sehr wohl befand-
 „den: sonst führ' ich euch unter eine Gesellschaft
 „bayerische Landleute, die sich bey nie gewektem
 „Geist auch so wohl befinden! — Jedoch ihr
 „sprachet auch vom Körper! Was sagt ihr zu
 „den Lebensjahren Voltaire's? — ? — ? — ?
 „zu der festssten Gesundheit — ? — ? — ? —
 „Von den grauen Sündern Richelieu, und den
 B 4 verüch:

„berüchtigten großen Weibern — und — und —
 „will ich geru nichts sagen!“

„Und nun alles zusammengekommen — so
 „scheint sich mir nichts hieraus zu ergeben, als:
 „ungeheure, ganz zügellose Befriedigung jenes
 „Triebs; unbehutsames Vernichten der Anweis-
 „ung der Natur zur Verbesserung der ersten
 „üblen Folgen bey Uebereilungen — das bringt
 „euer geschicktes Elend hervor! Aber wer
 „wird so toben? so rasen? fürchtet ihr
 „das von mir, so irret ihr sehr! — Ueber-
 „dies, ihr Freunde der Regeln, bestimt mir
 „doch erst genau eure Regeln hier? zieht mir
 „doch erst die Gränzlinie scharf hin, über der
 „das“ zu viel „liegt! hoffentlich werdet ihr
 „zugeben, daß eure Linie eben so gut durch das
 „Gebiet des Ehestandes, als des liberalern Ge-
 „nusses gehen muß! Thut das — wenn ihr
 „könnt! Mit eurer Regel a tuto lasse ich euch
 „nicht durchschlüpfen! Ihr habt freylich recht,
 „wenn ihr sagt: es ist doch aber möglich, daß
 „der, welcher der Leitung der Natur hier folgt,
 „auf Abwege — in das“ zu viel „gezogen
 „wird; daher ist das sicherste, sich hier von die-
 „ser

„Ihr gar nicht leiten zu lassen, sondern die
 „Zügel dem Gesetz in die Hände zu geben! Ich
 „will euch nicht mit Leidenschaft zu bestreiten
 „suchen: aber das werdet ihr nicht hindern, daß
 „ich eure erbauliche Sicherheitsregel auch —
 „zum Beyspiel, auf den Genuß der Nahrung:
 „mittel anwende und euch zurufe: meine Her-
 „ren! es ist doch aber möglich, wenn ihr der
 „Natur folgt und esset und trinket, daß ihr in
 „das“ zuviel „gezogen werdet: es bleibt also
 „das beste, nicht zu essen und zu trinken, oder
 „doch euch vom Gesetz die Prostrationen zu
 „schneiden und den Wein zutropfeln zu lassen —
 „wenn ihr anders vom letztern etwas be-
 „kommt —!“ — —

Ich will es nicht bergen: oft schon erschrak
 ich, wenn ich von leidenschaftlichen Sophisten
 also sprechen hörte! und noch jetzt erschrecke ich
 vor dem Schlupfwinkel, den ihnen die Natur
 selbst durch ihre Ausnahmen von der Regel ge-
 lassen hat, und wozu die Eitelkeit, durch
 Täuschungen von eigener größerer Besonnenheit,
 ihnen die Thür öffnet! Wie wollen wir sie
 wirksam widerlegen? Können wir jene Aus-

nahmen ableugnen, die in Verbindung mit der
 sich selbst schmeichelnden Eitelkeit so furchtbar
 werden? Können wir ihnen eindemonstrieren, daß
 sie schlechter sind, als sie glauben? daß auch sie
 vielleicht nur gar zu bald auf den Elendspfadern
 wallen würden, die sie verachten? — Ich sage
 nicht, daß ihre Sophismen nicht zu widerlegen
 wären: dann sähe es um unsre Moral schlecht
 aus! aber das behaupte ich: es wird schwer-
 lich — sehr schwerlich gelingen, einen von der
 Leidenschaft, von der wir sprechen, beherrschten,
 durch bloße Schilderung der Folgen von gesetz-
 widriger Geschlechtsbefriedigung abzuschrecken!
 das wiederhole ich: man sollte versuchen Mittel
 ausfindig zu machen, die, gegründet auf den
 Geist des Zeitalters und besonders der Men-
 schenklasse, von der die Rede ist — auf die For-
 derungen des Geschlechtes vorbereiteten, ihnen Ein-
 gang verschaffen, die Gemüther für sie empfänge-
 licher, geneigter machten; dann mögen Bey-
 spiele von durch Ausschweifung bewirktem Elend
 das bekräftigen, bekräftigen und durch ihre
 Wirkung auf die Phantasie — eindringen;
 der machen!

Jetzt

Jetzt endlich nähere ich mich meiner eigentlichen Absicht. Ich wage es, Ihnen einige Gedanken der Art mitzutheilen, von denen es mir möglich scheint, daß sie, gerade in unserm Zeitalter, von Wirksamkeit seyn könnten. Ich sehe dabey voraus — was ich voraussetzen kann — daß die Menschen, auf die gewürkt werden soll, ihr natürliches Gefühl nicht ganz unterdrückt haben; daß sie noch Empfindung für Sittenadel und Menschenwürde haben; daß sie nicht vorsätzlich ungerecht und niederträchtig seyn wollen — denn alsdenn hätte ich ihnen freylich nichts zu sagen. Sodann erwähne ich nur voraussetzungsweise, was niemand, der unsre Zeiten kennt, leugnen wird: unser Zeitalter zeichnet sich unter allen nur einigermaßen gebildeten Klassen durch einen gewissen Geist der Freyheit aus, der sich auflehnt gegen allen Zwang, von dem er den Grund nicht hell und klar einseheth; und dies ist es, worauf ich meinen schon vorgetragenen Satz hauptsächlich baue: man muß es möglich zu machen suchen, diese Menschenart zur Folgsamkeit gegen die Forderungen der Moral und der bürgerlichen Gesetze geneigt

neigt zu machen; muß sie, wo möglich, dahin bringen, sich selbst zwingen zu wollen; sich selbst zum Gesez zu werden! Hierüber empfangen Sie meine kleinen Erfahrungen! —

Ich war vor einiger Zeit Führer des jungen X — auf der Universität. X — war ein feuriger Jüngling, voll Gesundheit, voll Lebhaftigkeit des Geistes, voll Durst nach Lebensgenuß aller Art. Sein Herz war unverdorben und edler Gefühle fähig; gern that er das, was er nach eigener Ueberzeugung thun mußte! Aber er war schwer zu überzeugen! Sein Scharfsinn, auf den — wenn auch bewußtlos — seine Triebe heimlichen Einfluß haben mochten, kritizirte, zweifelte, tadelte überall. Ich sahe, es nahete sich ihm die Gefahr; er bewunderte und beugte sich nicht mehr vor der Würde weiblicher Tugend; schon glühete er bey dem Anblit der Koketterie. Ich lauschte, von ihm unbemerkt, Tag und Nacht über seine Tritte und Schritte. Schüchternheit und die Macht der Unschuld bewahrten ihn noch vor dem Genuße, der ihm hier und da bey Personen, die er sonst verachtete, winkte: aber sein Blut ward heller entflammt —

flammt — er trug seine Gluthen in die Gesellschafft der Unschuld, und gerieth in Gefahr auch diese mit sich in den Abgrund zu reißen. Schon fing sein gutes Gefühl an sich unter seine Euphistereyen zu schmiegen; schon vermischt er sich selbst über die Absichten seiner öftern Besuche bey Amalien V — Nechenschaft zu geben — da machten wir eine kleine Reise in das P — Bad. Auf einem unsrer Spaziergänge in der himmlischen Gegend führte ich ihn unbefangen in die sogenannte H — Klust. Ich nahm Wege, die das Heilige des tiefen schwarzen Thals verbergen, bis man mitten darin ist. Er war noch nie hier gewesen. Feyerlich schweigend — schauernd stand er jetzt tief unter dem stillen einsamen Walde, tief unter den Häfen der tausendjährigen Eichen, die mit ihren erhabnen Wölbungen die Wolken verdeckten. Lange stand er unbewegt: dann warf er sich nieder an den Fuß des überhangenden Felsen. Ich stand in einiger Entfernung, ihn scharf beobachtend. Er dachte meiner nicht. Sein Gesicht ward immer verklärter; es schienen die Gedanken an Gott, Tugend, Unsterblichkeit, die jeden er-

hab:

habner Empfindungen fähigen Menschen hier umschweben, aus den drohenden Massen auf ihn herabzusteigen — gleich liebenden Engeln, die seine Gespielen werden wollten. Jetzt lagerte ich mich an seine Seite. Nach einer Weile drang es ihn seine Empfindungen laut werden zu lassen; er sprach erst in einzelnen Ausrufungen, dann in abgebrochener, endlich in mehr zusammenhängender Rede. Ich befestigte die Eindrücke, die die ihn umgebenden Gegenstände in seine Seele gemacht hatten; suchte seine hohen Gefühle mehr zu bestimmen — ohne jedoch sie zergliedern zu wollen.

Solche Stunden sind denn doch die seeligsten auf Erden — fing er an. Ich bestätigte das; ich wünschte uns Glück, daß wir ihre erhabne Seeligkeit fühlen könnten! ich schilderte die Hohheit, die Würde der edlern Menschenart, auf die dies wirkt und so wirkt! Ich ließ ihn auf den Menschentrost herabsehen, die sich, unfähig solcher hohen Empfindungen, nur mit ihrem Egoismus herumtreiben —

Ein Geiziger — fuhr ich fort — lagert sich vielleicht auch hierher — um in seiner Schreibtafel die Kosten des Bades unter bittern Seufzern zu notieren; oder er überschlägt, wie viel ihm die Eichen, bey den hohen Holzpreisen, eintragen solten, wenn sie sein wären, und er sie schlagen lassen dürfte!

Pfuy! rief er mit edlem Stolz. Ich faßte seine Hand: Laß uns Gott danken, daß er uns zu solchen Menschen nicht werden ließ! Wohl dir, du vor Millionen — auch vor mir Glücklicher! In dir wurden diese Empfindungen früh gewekt; ich mußte sie erst spät selbst in mir auffuchen! Du — ein erst aufblühender Jüngling und mit solchem Kopf, mit solchem Herzen schon ein so edler Mann! Was kann aus dir werden —! Gott, laß mich leben, daß ich sehe, wie mein Ferdinand Menschen beglückt! wie er —

Er fiel mir mit Augen voll Thränen ins Wort; er bat mich, ich sollte schweigen; er schwur, alles zu seyn und zu werden, was er seyn und werden könnte — Ein Schauer über:

überließ mich, mein Gesicht mußte sich auf einmal verwandelt haben — ich trat zurück —

Wiederhole deinen Schwur! diese Stunde kann viel entscheiden!

Er blickte mich überrascht und starr an. Stark, wie meine Empfindung mich drang, faßte ich seine Hand und fuhr fort:

Du stehst auf dem Punkte, dieses deines Himmels auf Erden verlustig zu werden —

Erstaunt trat er zurück —

Du gehst mit Amalien? — um —

Auch du hast Vorurtheile gegen Amalien —?

Ich halte sie für ein unschuldigtes Mädchen, so wie dich für einen redlichen Jüngling. Sie ist dir werth. —

Ja!

Sehr werth —

— Ja!

Du seufzest — bewußt oder unbewußt — nach Gemüß; das Mädchen mag sittsam, mag rein seyn, wie frisch gefallener Schnee, unschuldig, wie das lächelnde Kind im Schooße der Mutter: sie ist Altrice — durch ihre Geschäf-

Schäfte werden ihre Neigungen doch wenigstens gereizt, gespannt! dein Umgang — Sie sehnt sich gleich dir — — Unglück über sie und dich — du wirst sie verführen!

Ha! wer sagt das —?

O schweig! kennt eine erste Leidenschaft Grenzen, außer da, wo sie sich selbst begränzt? Armes Mädchen! armer Freund —! Ach! du zertrümmerst ihre und deine Seligkeit! — Rede mir nicht ein! ich weiß es — es ist noch ein Fall möglich: du fühlst, was in dir, was in ihr vorgehet; du siehest den Abgrund, an dem ihr wankt — du fliehst sie und kühlst deine Flammen bey andern unwürdigern Gegenständen.

Unwillig kehrte er sich von mir ab:

Hier auf antwort' ich nichts!

Gott sey Dank, daß du mir so antwortest!
So bleibt dein Fall der erste —!

Laß es seyn, daß mich ihre Reizungen ganz hinrissen, so ist sie mein Weib vor meinem Herzen, wenn auch nicht vor der Welt — deren eiserne Vorurtheile — —

C

Wor:

Vorurtheile? blos Vorurtheile? so ist es denn blos Vorurtheil, daß ohne gesetzmäßige Ehe kein Staat bestehen kann? Oder kannst du Amalien heyrathen?

Nein: aber ich werde sie so tren, so ewig lieben, als wenn der Mann im schwarzen Talar — —

Und Amalie —? Nein! du liebst sie nicht wahrhaftig! wie würdest du sie sonst dem Gespött, der Verachtung der Welt aussetzen wollen —

Sie wird in mir ihre Welt finden —

Ihre Welt! ihr alles also! auch ihren guten Namen? auch die Achtung und Freundschaft anderer Rechtschaffnen? auch die Freuden des Bewußtseyns von Unschuld? — Und eure Kinder — —! Sieh', du stockest —

Verdammte Fragen eurer Bürgerwelt!

Kannst du aber die Welt ändern? verkennst du die großen Vortheile der bürgerlichen Verfassung, auch bey allen ihren Fragen — wie du es nennst? auch bey allem, was Jean Jacques

ques

qu'es sagen mag? Noch mehr! Genossst du diese Vortheile nicht tausendfach bisher? und du wolest nur immer empfangen, ohne zu geben? von Wohlthaten leben, ohne sie zu erwiedern? Außergesetzlicher Geschlechtsgenuß macht unfähiger für die Ehe: dies erweist ich dir hernach, wenn es erst erwiesen zu werden braucht; er schadet also dem Staate —! Ist es denn nicht Pflicht des Bürgers — besonders eines durch edle Kräfte, durch hohe Gaben so ausgezeichnet viel vermögenden Bürgers, wie du bist — auch die schweren, mit Aufopferung verknüpften Pflichten dem Staate zu leisten? Läßt nicht der Krieger, wenn das Vaterland angegriffen wird, Weib und Kind, Hab und Gut? wagt er nicht sein Leben? mußt du ihn dann nicht bewundern? Und du wolest es für überspannte Forderung, oder für Fraße erklären, wenn du — —

Wenn der Krieger das Schwert für sein Vaterland ergreift, so ist dies wirklich in Gefahr: aber wenn der Bürger auch ohne Ceremonie sich das Weib seines Herzens erkohren

E 2 hat,

hat, sie liebt, ihr treu verbleibt: so sehe ich die Gefahr nicht ein — —

Wenn jeder Bürger des Staats ein so edler, so fester Mann wäre, um dies zu thun: so sollst du Recht haben! Aber wo ist der Staat, der nur aus solchen Mitgliedern besteht? zu geschweigen, daß dann diese Männer selbst sich schwerlich widersetzen würden, wenn der Mann im schwarzen Kleide, dem Herkommen gemäß, ihre Verbindung mit Gegengewünschten deklarirte! — Aber, Freund, bemerkst du nicht, daß du selbst von den Vorurtheilen der bürgerlichen Verfassung — wie du sie nennst — dich eben jetzt beherrschen lässest? von den Vorurtheilen des Standes, der Glücksgüter, des gemeinen Urtheils?

Ich werde nie heyrathen —!

Sagte er nach einer Pause.

Also dich für unfähig erklären jene „Vorurtheile“ zu überwinden; dich für unfähig erklären, ein Opfer — eine Erwidderung dem Staate darzubringen, für alle die Vorurtheile, die er dir gewährte!

Der

Der Staat selbst zwingt mich dazu! Laß erst seine Verfassung gut werden — das heißt: laß ihn sich erst dem Stande der Natur so viel nur möglich nähern: dann ist er's werth, daß man ihm Opfer bringe! dann ist es möglich Bürger zu seyn!

Ich will nicht wegen deines „so viel nur möglich —“ in dich dringen; ich will jetzt überhaupt nichts von dem sagen, was ich deinen letztern Behauptungen entgegen setzen könnte, weil ich dich lieber erst noch auf einen andern Punkt führen möchte, von dem aus du diesen Gegenstand zu betrachten hast! Er liegt außer der bürgerlichen Verfassung: um so lieber wirst du mir dahin folgen! — Du willst Almalien lassen — ob sie sich dabey wird beruhigen, ob sie in einem Andern das wird wieder finden können, was du ihr schon wurdest —; ob du also nicht ihres jungen Lebens Glück untergraben hast; ob du ihre Triebe nicht angefacht, ihre Neigungen nicht — und sey es auf die entfernteste Weise — dennoch gereizt hast; ob sie nun nicht den Huldigungen Anderer, aus durch dich

C 3

berü:

übermächtigem Trieb, vielleicht zugleich aus Rache gegen dich, der sie verließ — Gehör geben wird; ob sie da nicht, sobald der Engel der Unschuld einmal von ihr gewichen ist, um ihren Gram, ihre innigsten Vorwürfe — um die Schlange in sich zu erwürgen, durch wüthiges Hineinstürzen in Befriedigung der bedäubernsten Leidenschaft, sich selbst zu vergessen suchen, und so endlich bis zur gemeinen Kreatur hinabsinken wird — das ist mir zwar wahrscheinlich genug; aber ich schweige davon! deine idealischen Vorstellungen von ihr würden mir das nicht eingestehen. Aber — du willst nicht heyrathen! wirst du deinen Trieb nach Genuß physischer Liebe stets unterdrücken können und wollen?

Ich werde keine Unschuld verführen!

Ich gestehe dir für den Augenblick unendlich viel — weit mehr als ich sollte zu; ich räume ein, du hältst das; ich gebe zu, du wirst dich zu verderblichen unmäßigen Genüssen nicht hinreißen lassen, wirst diesem Triebe nie verstaten, deine Seele so zu beherrschen, daß du — wenigstens von Zeit zu Zeit zu edlen Thaten

ten

ten unfähig würdest: das heißt, ich gebe dir zu, du vermagst mehr, als unter tausend Menschen von deinen Anlagen, von deinem Temperament, Einer vermag: aber höre noch eine Betrachtung! Kennst du die Bestimmung des weiblichen Körpers? Aus seinem Baue leuchtet sie hervor! O des edlen großen Zwecks, der hohen Bestimmung desselben — Kinder: zeugen heißt er! Gehe zum Arzt, gehe zum Anatomen; er wird dir sagen — er wird dir's zeigen, wie wahr das ist! Er wird dir zeigen: in dem männlichen Körper stehen die Geschlechtscheite und alle sich zunächst auf sie beziehende Nerven und zuführende und andere Gefäße, vergleichungsweise in wenig Verbindung mit den andern; der Reiz nach ihnen kann also vergleichungsweise bey weitem nicht so heftig seyn, kann nicht so leicht, nicht so oft erwachen, als bey dem Weibe! Hier ist das ganz anders! bey diesem stehen diese Theile, diese Nerven, und Gefäße, mit allen Theilen, Gefäßen, Nerven, des Unterleibes, und vermittelst dessen, des ganzen Körpers in bewundernswürdiger, enger, näher, sichtbarer

Verbindung. Daher der bey dem Weibe so
 leicht, so oft, so fernher zu erweckende Reiz —
 und wozu —? Gehe hin und siehe! gehe hin
 und lerne dies Geschlecht schätzen — ich sage
 nicht zuviel: lerne es schätzen, selbst bey seinen
 Verirrungen! Gehe hin und lerne das Weib
 dem Manne hier so weit — so sehr weit vor-
 ziehen! Gehe hin und siehe: wohin strebt all
 das Treiben in ihr nach Geschlechtsvereinigung —
 bewußt oder unbewußt; öfter das letzte, aber
 alsdann der Natur um so treuer? auf einer
 Kugel der Sinne? auf einen Tausch? Nein,
 nein! wahrlich nein! Kinder will sie der
 Welt schenken! ein lebendiges Wesen, ihr
 ähnlich, will sie hervorbringen! die Sonne will
 sie genießen, es mit ihren edelsten Säften zu
 ernähren! das ist es, was sie so übermächtig an-
 treibt, dem geliebten Manne mit ihren Reizen
 nur allzugefällig entgegen zu kommen! das — —
 du lächelst? Um Gottes Willen lächle nicht!
 Erwähne dich! ich sagte: bewußt oder unbewußt!
 Nochmals — gehe zum Anatomen! siehe wohin
 sich die edelsten Theile im weiblichen Körper be-
 ziehen; wo sie endigen, und vergleiche
 damit

damit den männlichen! Du willst leichtere, sogleich einleuchtende Beweise? Nun so erinne dich, daß der Mann seine Triebe ganz sättigen, ganz stillen kann, ohne Kinderzeugen, und höre: das Weib kann es ohne dieses nie! Alles was Empfängnis nicht bewirkt — und befriedigte es auch die Wollust im vollsten, raffiniertesten Maße, sacht ihre Triebe nur noch mehr an! Was also für Triebe? die Triebe des Geschlechtsgenusses sind befriedigt — also die Triebe den edelsten Naturzweck zu erreichen: einen Menschen hervor zu bringen! Dies erkläre dir manche sonst unerklärliche Erscheinung in der Weibervelt! Ich schwärme nicht; tausend Erfahrungen praktischer Aerzte bestätigen es *):

C 5

das

*) Anmerkung.

Man hat Beispiele genug, daß Weiber, deren äußere Geschlechtstheile so unnatürlich gebauet waren, daß nichts als unaussprechlichen Schmerz mit der Geschlechtsvereinigung verbunden seyn mußte, und dennoch wolten sie diesen erdulden und erduldeten ihn wirklich — um Kinder zu zeugen! Man hat Beispiele genug, daß Weiber wußten — gewiß wußten, eine Geburt koste ihnen das Leben, und dennoch wolten sie sich in den Tod stürzen, um der Welt einen jungen Bürger zu geben.

das Weib würde diesen Zweck zu erreichen streben, wenn seine Erlangung auch ohne alles Vergnügen, vielmehr mit dem schrecklichsten Schmerz verbunden wäre! — Ha! wie hoch, wie ehrenwürdig erscheinet mir da das Weib gegen den Mann! wie heilig stehet sie da vor mir —! — Noch mehr! Hast du je ein Weib beobachtet, das wegen fehlerhafter Organisation oder wegen anderer Umstände zwar alle Geschlechtslust genießen kann, aber nicht gebiert? hast du ihr heimliches Sehnen und Härmen — den Hauptgrund des Unglücks kinderloser Ehen, nicht bemerkt? Hast du nie ein unschuldiges natürliches Mädchen beobachtet, das nicht heirathen kann? bist du ihr nie besonders in dem Zeitpunkt ihres Lebens sinnend gefolgt, wenn die Natur durch Erhebung ihrer Brust und andere Veränderungen ihres Körpers ihr ihre Fähigkeit zur Empfängnis ankündigt? Ruhrender — innig ruhrender Anblick! Sie wird von einer Unruhe umhergetrieben, deren Ursache sie nicht kennt; sie ängstiget sich, und weiß nicht warum; sie sehnt sich, und weiß nicht nach was; sie sucht, und eilt von einem zu andern, und

fühlt

fühlt überall: „das ist es nicht, was du suchst!“ doch jetzt — jetzt verweilt sie! jetzt scheinen auf einige Zeit ihre Wünsche befriediget — wo? wo sie ein schönes und gutes Kind siehet, dessen sie habhaft werden kann! O mit welcher Inbrunst umfaßt es die Unverdorbene — unbekusst, was in ihr vorgehet! o wie innig, wie mit so ganz eignem Entzücken nimmt sie es auf ihren Arm, drückt es an ihre Brust — unbekusst, was ihr dabey ahndet! Jetzt ruht sie minutenlang stumm, sich selbst und alles vergessend mit so ganz eignem Blick auf ihm! Nun hupft sie mit ihm, singt und tanzt; kommt allen seinen kindischen Einfällen und Neigungen zuvor —! Im Gegentheil, wie wehe thut es ihr, wenn das Kind keine Zuneigung zu ihr bezeigt, nicht zu ihr will! —

Nein, ich vermag's nicht dies weiter auszuführen! Gehe hin — siehe, bewundre, verehere, liebe! Dann blicke tief hinab: dort erst steht der Mann! Er ist mit dem Vergnügen der Geschlechtsverbindung gesättiget; mit Vergnügen, das er Vergleichungsweise so leicht entbehren kann —! Widersprich mir nicht; ich wie:

wiederhole es: vergleichungsweise so Leicht! Vermag es nicht selbst der sinnlichste Lustling, wenn andere Leidenschaften mit seiner Geschlechtsneigung in Kollision kommen? Wiß sich nicht selbst Alcibiades aus den Umarmungen einer Glycera, wenn ihn die Rednerbühne rufte? störte ihn nur ein Gedanke an sie in seinen Reden an das Volk? Vergaß nicht dein Mirabeau mehrere Tage und Nächte hindurch seine reizendsten Freundinnen, wenn der Staat ihn beschäftigte? Hat es nicht Männer genug gegeben, die, bey vollkommener Gesundheit, bey sehr regsamem Geschlechtstrieb, ihn doch Lebenslang ganz überwandten, aus bloßem Grundsatz? denke nur an Isaac Newton und seine bekante Sektion! Wo that das ein Weib, wenn übrigens die Umstände sich ganz gleich waren? —

Und nun — nun dieses flüchtigen augenblicklichen Vergnügens willen sollte der Mann, dessen Würde Festigkeit und Erhabenheit ist, jenen edlen ehrwürdigen Trieb der Natur in dem zarten, und deshalb fast zu bemitleidenden — gewiß zu verehrenden Geschlecht, misbrauchen? unbekümmert, was mit dem armen Geschöpf wird,

wied, das ihm zur Sättigung dienen mußte? das er selbst nur mächtiger empört? das er — so viel an ihm ist — endlich auch dahin bringen hilft, daß es den Ruf der Mutter der Wesen verkennen, ihre gewaltige Stimme mißverstehen lernt? O des Starcken! des Erhabnen! O des Eigensüchtigen! des Unnatürlichen! Eine aufblühende Rose zerpflückt er, weil es ihm Spaß macht, die weichen Blätter zwischen seinen Fingern zu reiben! eine lieblich klagende Nachtigall tödtet er — um den Knall seiner Vogelflinte zu hören! —

Zitternd und mit Thränen im Auge fiel mir der Jüngling in die Arme; ich drückte ihn an meine Brust und fuhr fort:

Jetzt nimm noch einige Bemerkungen von mir an! Betrachte die Männer um dich her — selbst bey weitem die meisten der vorzüglich gebildeten Klassen! selbst die gar nicht schlimmen unter ihnen! belausche ihre Empfindungen — nicht die, welche sie dir ankündigen, denn diese haben sie gewöhnlich nicht: sondern die, welche du selbst in ihnen herrschen siehest! Sie können übrigens recht gute, nützliche, wohlthätige, achtungs-

rangswürdige Männer seyn — aber siehe, wo-
für haben sie Sinn in der Natur, wie in der
Kunst? in der bildenden, wie in der redenden
Kunst? *) Einzig für das Schöne! **)
Alles

*) Anmerkung.

Man gebraucht zwar im gemeinen Leben das Wort
„Kunst“ gewöhnlich nur für „bildende
Kunst“: in der Sprache der Philosophie zeigt
es aber bekanntermaßen an — das Abstrakt
aller Künste, und gehört also der Veredsam-
keit sowohl, als der Sculptur, der Poesie sowohl
als der Architectur u. s. w.

**) Anmerkung.

Schönheit ist hier in dem engeren Sinn ge-
nommen, im welchem sie nicht allem ästhetisch voll-
kommenen zukommt, sondern die Beschaffenheit
eines ästhetisch vollkommenen Zustandes bezeichnet,
die man sonst auch Anmuth, Grazie nennt. Gefällige
Form — deren Wesen in der weitesten Entfernung
von allem Ectischen besteht — verbunden mit
feinem Reiz, macht einen Gegenstand in die-
sem Sinne — schön. Das Ideal des weib-
lichen Körpers erkläre dies am leichtesten. Hat
man das Wesentliche in diesem einmal wahrhaftig
empfunden und seinem Geiste fest eingedrückt: so ist
es leicht, das ihr Analoge, oder das eigentlich
Schöne in den andern Künsten gleichfalls zu finden.
Das Edle ist: das Erhabne durch dies Schöne
verzieren; das Prachtige — das Edle mit ver-
mehrten Verzierungen vom Schönen. —

Da

Alles andere kann sie nur etwa durch Neuheit oder etwas anderes Zufällige leicht und vorübergehend interessieren. Sind sie nicht Heuchler und lügen Empfindungen, die sie nicht haben, so

Da der Verfasser diese Grundsätze seinen Freunden zu anderer Zeit schon mitgetheilt hatte, so konnte er voraussetzen hier verstanden zu werden. Von der Wirkungsart des Erhabnen hat er versucht seine Meynung gemeinlich vorzutragen in den musikalischen Fragmenten dieser Sammlung. Um sich seinen Lesern über jene drey Felder der Kunst ganz deutlich zu machen, schlägt er ihnen die Vergleichung einiger ihrer vorzüglichsten und bekanntesten Früchte vor. Wenn demnach in der Westminsterabtey zu London reine Erhabenheit ist, so thront in dem Aeußern der Peterskirche in Rom das Edle, in dem Innern derselben — Pracht. Michael Angelo's Werke an der Decke und Wand der sizilianischen Kapelle ließen sich mit der ersten, Raphaels Parnak mit dem zweyten, die großen Kompositionen der französischen Schule mit dem dritten vergleichen. So wären die Werke des Dante Alighieri, Klopstocks großes Halleluja und mehrere seiner Oden aus dem ersten, Klopstocks Ode an Janny und die Frühlingesfeier mehr aus dem zweyten, Pindars Oden aus dem dritten Gebiet. So gehörten Sophokles König Oedipus und Göthe's Iphigenia in Tauris mehr der reinen Erhabenheit; Euripides Phoenissen und Göthe's Tarquato Tasso mehr dem Edlen, Shakespears Trauer:

so wird es ihnen schwer ein Chor von Handel zweymal, oder wohl gar zum drittemal zu hören — und wär' es dessen „Wüdig ist das „Lamm, das erwürget ist“ — oder dessen „Fall war sein Loos! so fällt dein Feind, o „Gott!“ — ***) Schwer wird es ihnen einen Gesang in Klopstocks Messias wiederholt zu lesen — und wär' es der vierte! du siehest sie nicht unter die Wölbungen tausendjähriger Eichen gelagert, den göttlichen Empfindungen des Erhabnen sich überlassend! solche Plätze sind ihnen nur wirklich interessant, wenn ihnen von da aus eine Aussicht auf liebliche Landhäuserchen, scherzende Schnitterinnen, hüpfende Schaafheerden, unter Blumen hinrieselnde Bäche, an

Ge:

Tranenspiele mehr dem Prächtigen zu — Ich spreche nehmlich überall vom Ganzen, nicht von einzelnen Figuren, Charakteren, Stellen. —

***) Anmerkung.

Ich muß es wagen einige meiner Leser zu beleidigen, um allen verständlich zu werden, indem ich sage, daß dies zwey im erhabensten Styl ausgeführte Chöre jenes Meisters sind, das erste aus dessen Messias, das zweyte aus dessen Judas Makkabäus.

nüthige Gefilde — zuckelt! Ist dies nicht so sehen sie sich nothgedrungen irgend ein „hübsches Buch,“ wie sie sich ausdrücken, mit zunehmen — um Unterhaltung zu haben! Ich kann noch weiter gehen, die Wahrheit leitet mich! Auch das Edle in der Natur und Kunst fühlen sie nur halb — nur kaum halb: denn sie halten sich dabey allein an das Schöne. *Wagner*

Wenig interessieren sie deshalb Mozarts Overturen, indes sie sein *Soave sia il vento* *) nach Verdienst schätzen. Ja, ich stehe dir nicht dafür, daß sie sich nicht, bey einem erhabnen Satz in edlem Styl bearbeitet und von August Eberhard Müller auf der Orgel vorgetragen — über die fertigen Bewegungen der Hände und Füße jenes großen Spielers verwundern sollten! Woher nun das alles? Ihr Geist faßt, durch Angewöhnung an die Empfindungen, die näher oder entfernter mit Geschlechtslust, mit weiblichem Reiz zusammen hängen, die Empfindungen

*) Anmerkung.

Ein sehr gutes Verzett von diesem Komponisten, in seiner Oper *Così fan tutte*, in welchem das Altkompagnement die sanfte Bewegung der Wellen des Gewässers sehr lieblich nachahmt.

dungen des Erhabnen — der Unendlichkeit, der Gottheit, der höhern Tugend, der Unsterblichkeit gar nicht mehr! Schande und Verachtung treffe mich, wenn ich mich durch Uebertreibung eines Wortes hier an den Zeitgenossen verfühndige! —

Freund! dahin bist du noch nicht! Aber — bey der ihren Gesetzen ewig treuen Natur! du kümst dahin, durch zu große Nachsicht gegen dich bey den Empfindungen des Geschlechts! Wie? du wolest dir so das Höchste, dessen die Menschennatur fähig ist, selbst rauben? wolest den Vorzug, der dich vor Tausenden beglückt — Empfindungsfähigkeit für das Höchste — gleichgültig von dir stoßen? Wann mit dem seelenvollen Auge — regt sich dein Stolz nicht? schlägt hier dein Herz nicht hoch empor? O dann geh! dann hab' ich dir nichts zu sagen! dann laß mich auch gehen und trauern! doch nein! nein! du fassst mich! du fühlst was ich will! Freue dich dessen mit mir! freue dich und nun nimm noch ein anderes — mein letztes Wort hin! —

Unmäßiger und unordentlicher Genuß der Liebe — und in tausend Fällen wird dies jeder

jeder gesetzwidrige Geschlechtsgenuß, da er es kaum in einem Falle nicht wird — 3. Dieser macht unfähiger zum Genuß der ruhigeren, stillern Freuden der Ehe. *) Schon vorhin erwähnte ich diesen Satz; jetzt laß mich ihn dir mit wenig Worten erweisen. Ich will den Beweis desselben nicht in körperlicher Hinsicht führen: ich weiß, was man dagegen einwendet — wenn du es jetzt mir auch nicht einwendetest! Jener Genuß — das kann kein Unpartheyischer leugnen — verderbt den Geschmack, indem er ihn wankelmüthig, hin und her schweifend macht; die Empfindungsfähigkeit wird durch Gewohnheit geschwächt; die Phantasie wird beslekt und mit unedlen, unruhmreichen Bildern angefüllt! Jetzt tritt ein solcher Mensch in die Ehe — das Bewußtseyn der Unschuld belebet und erhöhhet seine jetzigen Freuden nicht; manche unerwünschte und darum doch wiederkehrende Rückerinnerung an das Vergangene

*) Anmerkung.

Ich habe wohl nicht nöthig anzumerken, daß ich durch das folgende den Übergang zu den religiösen Gründen gegen jene Verirrung bahne und die Grenzen der Religion schon berühre.

erstift diese Freuden selbst in ihrer Geburt; heftige
 Beschämung, nagende Vorwürfe ergreifen
 und zerreißen ihn bey den Verantwortlichkeiten sei-
 nes Weibes — der Unschuldigen, die er so hoch
 über sich fühlt; halbabgewandt ruhet er am Bü-
 sen der zärtlichen, bebauernswürdigen Gattin:
 er vermag es nicht, offen ihr in das Unschuld-
 verkündigende Auge zu blicken; er fühlt seinen
 Unwerth; er schwebt deshalb in steter Angst
 daß nicht auch sie diesen empfinden lernt
 Er fühlt seinen Unwerth: damit ist ja
 auch jenem Ungeheuer die Thür geöffnet, das in
 die geheimsten Plätze adelicher Glückseligkeit
 sich einschleicht und die Luste verpestet, so daß
 dann eine ihrer Freuden nach der andern hin-
 welkt, sinkt, stirbt, bis die verzehrenden Pflanz-
 en des Hasses, der Verachtung, der Rache,
 von heißen Thränen begossen, mit geilem Wuchs
 aufschießen und unheilbares Elend um sich her
 verbreiten — dem Ungeheuer der Eifer sucht.
 Ja ja! die Sache ist klar: unordentlicher Ge-
 nuß der Liebe macht unfähiger zum Genuß der
 ruhigern stillern Freuden einer glücklichen Ehe.
 Im Gegentheil, diese Freuden — — Freund!
 ich will an mich halten; ich will deinen Ver-
 stand

stand nicht durch dein Herz bestechen: sonst würdest ich hier das Glück einer — nicht idealischen, nur reinen und deshalb glücklichen Ehe schildern! einer Ehe, die der Preis der ersten — wenigstens der ersten beglückten Liebe ist! Aber nein! denke dir selbst oder beobachte in der Welt das Glück des Jünglings, der bey unschuldigem Herzen, reiner Phantasie, und unbesiegbarem Wandel eine tugendhafte Gattin findet! Denke dir selbst oder beobachte die Freuden, die — heilig, dauerhaft, von Gott, von Menschen und seinem Gewissen gebilliget, ihn in ihrer Gesellschaft entzücken! denke dir ihn, wie er sich seines Genusses nirgends und nie zu schämen hat; wie er ihn nie bereuen muß; wie er dabey dankbar und froh gen Himmel blickt; wie er seine rechtschaffnen Freunde aufsucht, um ihren theilnehmenden Herzen seine Seeligkeiten vorzurühren! Jetzt schleicht er traurig, denn! das Weib seines Herzens kränket: ängstlich dringt er in sie — sie sinkt mit glühenden Wangen in seinen Arm und läßt ihn ahnden, was ihre Dossen matter tingiert! Jetzt kennt er kein Maas seines Glücks, denn ihm kam die Botschaft, sie hat ihm ein Knäblein gebohren! da sieht er nun

in hinreißendes Gräbeln versenkt über die Entwicklung des Geistes und Körpers des Knäbleins und über seiner Ähnlichkeiten mit Vater und Mutter! da hört er den ersten, undeutlichen, halb errathnen Vaternamen aus dem Munde des schlaffenden Kindes —

„Beym allmächtigen Gott“ — und rief der Jüngling überlaut —

„Dies Glück werde mein!“

„Es ist der Lohn des Kampfes!“

„Bey dem, der uns hier umschwebt, ich will kämpfen und siegen!“

„Der Unendliche höre deinen Schwur!“

„Er erfülle meine sehnlichsten Wünsche für dein Wohl!“ —

Seine Freunde — an die ich mich jetzt erst, hingerissen von jenem wichtigen Ereignis meines Lebens, wieder wende — der Jüngling hielt Wort! Er errang diesen Preis und ließ uns allen den Zuruf: Gehe hin und thue dergleichen! —

II.

Musikalische Fragmente.

Mit historischen, praktischen und polemischen Anmerkungen.

—

II

Verzeichnis der
Bücher

Die in dem Buche befindlichen
Bücher sind in drei Classen
eingetheilt. In der ersten
Classen sind die Bücher
eingetheilt, welche die
Geschichte des Reichs
betreffen. In der zweiten
Classen sind die Bücher
eingetheilt, welche die
Rechtswissenschaften
betreffen. In der dritten
Classen sind die Bücher
eingetheilt, welche die
Naturwissenschaften
betreffen.



Erziehung der Musik.

Als der erste Mensch seine erste Empfindung laut werden ließ, war die Musik geboren. Jeder Begriff des Verstandes wird ausgedrückt durch sein Wort, jede Empfindung des Herzens durch ihren Ton und ihre Taktart. Je natürlicher und lebhafter der Mensch ist, der empfindet, desto ausdrucksvoller, verständlicher, mahrender wird sein Ton und Tempo. Die Summe der natürlichen Töne und Taktarten aller möglichen Empfindungen ist die Materie der Musik. In der Folge entfernte man nach und nach alles Rauhe, Widrige, Unangenehme von den natürlichen Tönen der Empfindungen, und machte ihr Schönes hervorglänzender! erhob

das Leise und Verworrene, das zu Schnelle und Unvernünftliche zur Lauterkeit, Klarheit, Vernünftlichkeit; dies ist das Formelle der Musik. Dies erhob sie auch zur schönen Kunst. *)

Kaum war die Sprache der Menschen etwas gebildeter, noch wußte man nichts von Buchstaben:

*) Anmerkung.

Wem diese Abstammung der Musik unwahrscheinlich, erräumt scheint, den bitte ich, nur irgend einen kurzen empfindungsvollen Satz natürlich zu sprechen, oder noch besser aufzumerken, wenn er von andern natürlich empfindenden Menschen gesprochen wird. Es kann ihm, ist er Musikverständiger, gar nicht schwer fallen, ihre Melodie zu fassen; er nehme dann die Bedeutung der Worte weg, trage die vernommene Melodie in ihrem Ton und ganz in ihrem Takt vor, mit seiner eignen Stimme oder auf einem Instrument — nur angenehmer und deutlicher: und er und jedermann wird sie für das erkennen, was sie ist — für ein Thema, für musikalischen Ausdruck der Empfindung des gesprochenen Satzes. Man spreche z. B. die Worte mit lebhafter Freude, mit Enzücken aus: „Wie ich mich freue —“ so geschieder es bey gebildeten Organen, durch diese Töne: $\overset{\cdot}{A} \overset{\cdot}{h} \overset{\cdot}{g} \overset{\cdot}{F}$, in dreyvierteltakte, die ersten drey Noten sind viertel, die vierte gleichfalls, die fünfte eine halbe Note. Ich bezeichne hiermit blos die Inters-

v a l =

beuschrift: da sang man schon Melodieen ver-
dolmetzt durch die Dichter; sang sie bey feyer-
lichen Versammlungen des Volks — bey Opfern
und Festen; sang sie zur Erhaltung des Anden-
kens an wichtige Vorfälle und Begebenheiten,
an gefallne Helden, an edel herrschende Anfüh-
rer — sang historische Lieder.

Die Natur der Organe machte es den Wei-
bern unmdglich die Töne der Männer hervorzu-
bringen: man trug also die nehmliche Melodie
in verschiedenen Octaven vor — bediente sich des
Unisonus. Doch auch hier reichten manche
eingeschränkte Stimmen nicht aus, einzelne
Töne der Melodie waren ihnen zu hoch oder zu
tief

vallen: denn, je nachdem der Grundton des
Sprechenden höher oder tiefer ist, wird es auch
die Melodie, aber die Intervallen bleiben.) So
versuche man es mit andern Empfindungen, z. B.
mit der Deklamation der Worte:

Ich liebe Dich: nun bist du tod —!“
Ober:

„Ha! Rache köcht in meiner Brust“ —
u. d. gl.

Welchem Künstler sollte es schwer werden aus der
Ausführung dieser rohen Melodieen ausdrucksvolle
Imitationsstücke zu bilden? —

rief, besonders in anhaltenden Noten; sie retraten sich also in Mischklänge, die doch auch das Ohr nicht beleidigten — man fand die Quinte, bald auch die Terz; da erklang feyerlich und voll der erste Akkord, die erste Harmonie.

Lange Zeit erfanden die Dichter die Melodien ihrer Lieder selbst und lehrten Andere beydes zugleich. Die nordischen Barden begleiteten ihre Lieder selbst; David lehrte die Sänger des Heiligthums mit den heiligen Gesängen auch ihre Melodien; der altgriechische Schauspieldichter lehrte selbst wenigstens den Vorsänger — Coriphæus —, der dann die übrigen Säger des Chors und die das Ganze begleitenden Musiker unterrichtete; der erstere bildete sich sogar selbst seine Schauspieler und brachte ihnen ihr deklamierendes Recitieren oder recitierendes Deklamieren seiner Verse, zu dem Akkompagnement der Musiker bey.

Des Unbequemen, Mühsamen, Einschränkenden dieser Verfahrsart müde, erkügelte ein erfinderischer Kopf aus der Analogie der Buchstabenchrift: es müßten ja auch willkürliche konventionelle Zeichen zu erfinden seyn,
die,

die, wie die Buchstaben, für Gedanken — für die Töne der Empfindungen, bezeichnender Ausdruck wären; das Nützliche der Erfindung begeisterte ihn — denn war sie gemacht, so konnte man vielen Andern seine Methoden bekannt machen, ohne eigne Mühe; vorhandene wurden dann nicht vergessen u. s. w.; er prüfte die Melodien seines Zeitalters, sie umfaßten nicht mehr als sechs Töne: da wagte er es jedem von diesen einen einsylbigen Namen zu geben. Da einige Zeit nach ihm ein excentrischer Kopf seiner Melodien nicht in jene sechs Töne zusammenzwingen konnte: so setzte er den siebenden hinzu und — die reine Skala war erfunden. Die Namen ihrer Töne schrieb man über oder unter die damit auszudrückenden Sylben des Textes: eine Veranlassung zu neuer Verwirrung — der Unwissende nahm sie für Textesworte! „das Tonzeichen muß ein anderes seyn, nicht aus Buchstaben und Sylben bestehen!“ rief ein Genie; und erfand — den Notensplan.

Die Leichtigkeit hierdurch seine Empfindungen auszudrücken, und Andern mitzuthellen,

reizte

reizte nun immer mehrere, für Musik zu ar-
 beiten. Die Menge erfundener Melodien be-
 reicherte die Phantasie immer mehr; und die zu
 bezeichnen möglichen sieben Töne reichten von
 neuem nicht aus, sich mitzuthellen. Man ver-
 suchte Melodien, die nicht in der ersten Ton-
 reihe, die wir C dur nennen; ansingen; blies-
 den; sich endigten; man begann z. B. im
 munterem g daron. Aber da beleidigte der
 siebende Ton, der Uebergang in die Octav, das
 Ohr. Man verglich damit den Uebergang in
 C: da fand man den Ton höher, und deshalb
 den Uebergang milder, allmählicher. Wie,
 wenn man auch jenen siebenden Ton höher näh-
 me? da schmeichelte es dem Ohr! Laßt uns das
 bemerken, wenn dieser Ton höher genommen
 werden soll; dies Kreuz mag es bezeichnen! —
 Bey in F gedagren Melodien trat jener Uebel-
 laut vom dritten zum vierten Tone ein; der
 Vergleich mit C lehrte: auch dieser Uebergang
 müsse milder, allmählicher seyn; da nun aber
 dieser Ton erniedrigt werden mußte, statt daß
 jener erhöht ward: so mußte man ein anderes
 Zeichen annehmen, und wählte ein b. Wahr-
 schein:

scheinlich machte man diese Entdeckungen zuerst auf besaiteten Instrumenten, wo die Stimmung oder das Greifen den Unterschied auch sichtbar machte. Von diesen einzelnen Vorzeichnungen kam man auf mehrere, bis man endlich die Berechnung aller halben Töne bestimmen konnte. Noch hielten sich die mancherley Instrumente ganz genau an die Singstimmen und begleiteten sie im strengsten Sinne des Wortes. Indes hatte man doch schon — theils der Willkühr in den von der Natur erzwungenen Abweichungen von der Melodie Schranken zu setzen und Gleichheit in sie zu bringen; theils um dem Ausdruck, besonders des Feyerlichen und Erhabnen, mehr Stärke und Kraft zu geben — beyden zugleich Töne vorgeschrieben, die von der Hauptmelodie zwar abwichen, aber sie nicht stöbeten, sondern sie vielmehr erhöhten und eindringender machten — Harmonieen. Allein die Instrumentalisten fanden bald, daß sie diese untergeordnete Stelle in der Kunst nicht verdienten. Sie sahen, daß sie in Schnelligkeit, oft auch im Umfang der hervorzubringenden Töne die Sänger übertrafen; daß sie deshalb beson-

ders

ders für den Ausdruck der leichtern, raschern, lastigern Empfindungen geschickter als sie wären; sie vereinigten sich also für sich, verließen die Dolmetscher ihrer Gefühle, und lieferten Tonstücke für Instrumentalmusik allein. Als die Tonsetzer für den Gesang ihr Uebergewicht sahen, die Reize der größern Mannichfaltigkeit, des weitem Umfangs, der raschern Schnelligkeit der Instrumente empfanden: so suchten sie zu Gunsten ihrer Sänger — zur Unterstützung und Empfehlung ihrer Melodien — beides zu verbinden, und setzten Gesänge mit — figurirtem Akkompagnement der Instrumente.

Die Kirche war aber in jenem Zeitalter der einzige Ort, wo diese vervollkommnte Musik öffentlich auftreten durfte. Mehrere Tonsetzer für diese vergaßen, daß die Instrumente doch immer nur Begleiter des Gesanges seyn, seine Melodien stärker, lebhafter, eindringender machen sollten; ihr Akkompagnement ward zu luxuriös und ausschweifend, verdunkelte, was es heben sollte; störte die Andacht und Erhabenheit des langsam einhergehenden Chors; zerstreute die

Zu

Zuhörer und erinnerte sie mehr an ihre Tänze, als an Verehrung der Gottheit: da ward durch einen Herrn der Kirche die übermüthige Instrumentalmusik ganz aus dieser verbannt. Lange Zeit begnügte man sich nun wieder hier mit der einfachen Begleitung der Orgel, und die Instrumentalisten trieben ihr Wesen für sich außer den Kirchen.

Jedoch man hatte die Reize der geselligen Vereinigung der menschlichen Stimmen mit den Tönen der Instrumente schon zu sehr geschmeckt, als daß man sie hätte vergessen können oder entbehren wollen. Man suchte einen Ort, wo beyde gemeinschaftlich in ihrem Glanze auftreten, mit Ausdruck der Empfindungen aller Art aufzutreten dürften; die schon längst wieder hervorgezogenen, jetzt allgemein gelesenen und verehrten Werke der alten griechischen Dramatisten zeigten auf ihn hin: man fand den gesuchten Ort auf dem Theater. Von dem alten recitirenden Gesang und einfachen Akkompagnement konnte man entweder die Idee nicht auffinden, oder man war zu verwöhnt, um ihm Geschmack abzugewinnen — man wolte sich nicht vom figur-

E

vier:

vierten Gesang und von figurierter Begleitung trennen. Man singen doch aber Menschen selten, wenn sie handeln; heftige Leidenschaften äußern sich zwar durch Töne, aber durch einzelne — durch Melodien, aber durch abgebrochene; man fühlte das Unnatürliche in dem Uebelstand in ihren Trillern und Figuren: doch halb erhob man sich zu der Idee, gar keine Menschen darzustellen, sondern höhere idealische Wesen, deren ganze Sprache Gesang wäre — so entstand die heroische Oper, die einzig wahre. Aus dem Ausdruck der egoistischen Empfindungen dieser idealischen Wesen bildete sich die figurirte Arie. In alle dem sollte keine gemeine Menschennatur seyn.

Durch Misbrauch führte man diese hinreißende glänzende Musik nach und nach auch wieder in die Kirchen ein; nur wenige der größten Meister suchten die Uebermäßige wenigstens zu beschränken, da sie sie nicht unterdrücken konnten, und es ist vielleicht unsern Zeiten — den folgenden Zeiten der reinen Gottesverehrung gewiß vorbehalten, der Schmeichlerin hier —

wo sie so ganz zweckwidrig ist — Fesseln anzulegen.

W ü r d i g u n g der Hauptwerke der Musik.

Die Empfindungen, deren der Mensch fähig ist, sind für den gegenwärtigen Zweck genug abgetheilt, wenn wir, wie gewöhnlich, sie nennen

- 1) Empfindungen des reinen Vergnügens,
- 2) Empfindungen des reinen Misvergnügens,
- 3) vermischte Empfindungen, und diese wieder
 - a) angenehme vermischte Empfindungen, u.
 - b) unangenehme vermischte Empfindungen.

Keines Vergnügens genießt der Sterbliche zwar eben so wenig, als reines Misvergnügen; wir verstehen aber unter dem ersten, Empfindungen, worin das Angenehme so herrschet, daß das Unangenehme fast nicht entdeckt wird; unter dem zweyten, Empfindungen, worin das Unangenehme so herrschet, daß das Angenehme fast nicht entdeckt wird.

Da der menschliche Geist die letztern fliehet und verabscheuet, so sind sie nicht Gegenstände der schönen Künste, folglich auch nicht der Musik. (Man rechne nur zu ihnen nicht, was der vermischten Empfindungen zugehört, wie z. B. Schwermuth, Betrübnis, Zorn, Rache u. f. w., die alle des Angenehmen schon so viel haben, daß nur wenig Menschen sich ihrer enthalten können oder mögen.) Wie wolte sie auch der Komponist ausdrücken? Durch widrige Melodien und Dissonanzen würde er es müssen; — wer könnte aber ein Werk von solchen Melodien, und steten un aufgelösten Dissonanzen eine Minute lang ertragen? — Man siehet auch hieraus, daß die Regeln von Auflösung nichts weniger als willkürlich, sondern in der Natur der Seele gegründet sind.

Aber das reine Vergnügen, die unvermischte Lust ist Gegenstand aller, folglich auch der musikalischen Kunst. Empfindet der Künstler dies, so drückt er es für sich in der Phantasie, und sodann für Andere in der Komposition aus durch dem Ohr schmeichelnde — heitere, leichte, lustige Melodien, und durch Vermeidung fast
 aller

aller Dissonanzen. Allein auf unvermischte, durch nichts Pikantes versezte Süßigkeit folgt bald Sättigung; auf diese bald Ekel. Böllige Befriedigung kann der Geist nicht lange ertragen; er wünscht bald wieder Veränderung. Daher kann das kleine Lied, die Kavatine, Ariette, ohne alle Dissonanz gefallen — aber nicht auf lange Zeit, nicht oft wiederholt; lang dauernde Sätze in bloßen Resonanzen verursachen Langeweile; bey öfterer Wiederholung, Ekel. Einen Beweis für diesen Satz geben viele der Martini'schen Kompositionen — um keine schlechten Werke heutiger Tonsetzer der Art anzuführen.

Vermischte Empfindungen sind, wo ein ziemlich gleichmäßiger Theil des Angenehmen und Unangenehmen die Seele rührt. Sie sind

a) angenehm — wenn die Summe des Angenehmen in ihnen die Summe des Unangenehmen übersteigt; oder wenn das Unangenehme später die Seele rührt und also den letzten Eindruck macht; *)

b)

*) Anmerkung.

Es ist sonderbar, daß man auf diesen zweyten Punkt in den neuern Aesthetiken keine Rücksicht genommen =

b) unangenehm sind sie — wenn die Summe des Unangenehmen in ihnen die Summe des Angenehmen übersteigt; oder wenn das Unangenehme später die Seele rührt und also den letzten Eindruck macht. *)

Gehäufte Dissonanzen, rauhe Melodien, greselles Akkompagnement sind die gemeinsten Mittel, die letztern nicht vermiedene aber natürlich aufgelöste Dissonanzen; nicht gemeine, aber gefällige Melodien; nicht simples, aber wohl vertheiltes Akkompagnement, die Mittel die erstern auszudrücken.

Bey diesen Empfindungen verweilt der gebildete Geist am liebsten. In beyden Arten ist Aufreizung, Erwartung, Spannung — in der zweyten oft peinliche Spannung: aber
 end:

kommen siehet, da er doch so wahr, und für die Kunst — hauptsächlich für Dichtkunst und Musik — so wichtig ist. Ich finde ihn weder bey Mendelssohn, noch bey Eschenburg, noch bey Heydenreich etc. und verdanke die Richtung meiner Aufmerksamkeit auf denselben dem Herrn H. Platner, dem ich auch mehrere der folgenden Ideen, in wiefern sie psychologisch sind, schuldig bin.

endlich doch Befriedigung. Die Werke verschiedener Neuern, die unter den Ausdruck der reinsten Lust, des unvermischtesten Vergnügens, grelle Dissonanzen mischen — damit es fein gelehrt klinge — widersprechen sich selbst und wirken nichts. Den großen Mozart selbst riß das Uebermaas seiner Phantasie zuweilen auf diesen Irrweg hin, und es gelingt seinen blinden Nachahmern jetzt vollkommen, ihn in seinen Fehlern zu kopieren; indeß sein hoher Geist ferne von ihnen ist.

Die unangenehme vermischte Empfindung kann sich in die angenehme auflösen, wohl auch, vermittelt dieser, in die Empfindung reines Vergnügens: aber sie kann nicht in sie überspringen. Ist aber der Geist einmal in die angenehme Empfindung versetzt, so verharret er lieber in dieser, als daß er — ohne den Zwang äußerer Umstände — in jene unangenehmen zurückkehren sollte. Daher lieben wir die Kompositionen so sehr, wo z. B. in der Arie, die Schwermuth, vermittelt der Hoffnung, in Freude übergeht u. s. w.

Als Beyspiel, wie dies nicht seyn soll, dienen gar viele der neuesten sogenannten *Bravourarien*; in welchen — nach ihrer großen Aehnlichkeit unter einander — die Wehmuth erst in den tiefsten Klagen jammert, und auf einmal, nach einer allmächtigen *Fermata*, in lachendem Presto zu Ende hüpfet. Bey *Carti* und fast allen neuesten Italienern ist dies hergebracht und brillant — wie sie sagen. Mozart hat dies sehr gut gefühlt; wenn er auch bey *Urien* dieser Gattung keine Mittelsätze verfertigt, so weiß er doch die *Beitrübniß* des ersten und die *Freudigkeit* des zweyten so zu mäßigen, daß man ihm folgen kann. — Die oben bemerkte Eigenschaft unsers Geistes ist auch die Ursache, warum man in willkürlichen — nicht von einem Text geleiteten — *Kompositionen*, drey Sätze wählet, das *Andante* zum mittlern und nicht letzten Satz macht u. s. w.

Wirft der *Komponist* *Dissonanzen* und *Resonanzen*, starke und zärtliche, sanfte und mächtige, heitre und erschütternde *Melodien* durch einander: so kann das ein künstliches — ja, ist er gewaltsam

gewaltig: ein bewundernswürdiges Werk werden: aber kein Kunstwerk. Es hat keinen Grund in der Natur des empfindenden Geistes, ging aus diesem nicht heraus und wirkt auf diesen nicht; es ist hier keine Einheit, kein Charakter; Uebertäubung, keine Nahrung; Geräusch, keine Befriedigung; das Ganze — höchstens eine künstliche Arabeske.

Hierher gehören viele neuere Symphonieen, von denen in der Folge mehr gesagt werden wird. Die vermischten angenehmen Empfindungen haben entweder zur Materie Gegenstände des Erhabnen, Großen, Unermeßlichen — der Gottheit, Unsterblichkeit, höhern Tugend, Gemeinfinn u. d. gl.; oder sie werden erregt durch Dinge, die sich auf unser Ich beziehen — Geschlechtsneigung, daher entstehende Freudigkeit, Schwermuth u. s. w. egoistische Empfindungen, oder endlich sie sind Empfindungen unbestimmter rer Lust und Fröhlichkeit, des Wohlseyns überhaupt, guter Laune, erregt — wir wissen oft selbst nicht wodurch.

Sehr viele Menschen sind der Empfingungen des Erhabnen und Großen gar nicht fähig — diese Empfindungen regen sich nur in einem ausgebildeten, festen, starken Geiste, und in reinem nicht selbstsüchtigen Herzen. *)

*) Anmerkung.

Man hat über wenig Gegenstände der Aesthetik so verschiedene Meinungen, als über das Erhabne, seine Bestandtheile, seine Wirkungsart u. s. w. Was das letztere anlangt, so scheint es mir damit folgende, sehr faßliche Bewandnis zu haben. Gewisse Ideen des Verstandes sind für diesen, ihrem innern Wesen und ganzen Umfang nach, unfaßlich: und dennoch fühlt er sich durch seine eignen Grundlagen unaußhörlich gereizt, sie sich zu denken. Er wendet also alle seine Kräfte an, sie sich wenigstens so wahr und so deutlich vorzustellen, als ihm möglich ist, und setzt sich deshalb von ihnen Bilder, aus dem Höchsten der Ideen- und Sinneswelt, zusammen. Diese Bilder werden nun so vortreflich, daß sie die höchste Bewunderung und Liebe erregen — und zwar erstere, wegen ihrer Vortreflichkeit an sich; letztere, theils wegen eigener Hervorbringung und Bildung derselben, theils wegen gewisser besonderer Verhältnisse, in denen der Mensch mit dem Vorgestellten steht. Diese Bewunderung fesselt den denkenden Geist an sie, diese Liebe, den empfindenden; und zwar den erstern so, daß er die Vorstellung von ihnen immer mehr zu erhöhen und

Daher wird der Komponist, dessen Werke diesen Charakter haben, nur immer ein kleines
Publi:

und zu berücksichtigen; den zweiten so, daß er sich — wie Liebe überall — ihm zu nähern, ihm ähnlich zu werden strebt. Aber in diesem Streben empfindet er bald, wie unmöglich es ihm ist seine Vorstellung dem Wesen des Vorgestellten gleich zu bilden, und sein Ideal selbst zu erreichen. Aus diesem Gefühl seiner Beschränktheit entsteht nun eine Schwermuth, die aber des Unangenehmen weit mehr als des Angenehmen hat — indem der denkende Geist zugleich die Bereicherung seiner Ideen, der empfindende, die Beredlung seiner Gefühle und Wünsche, während jener Anstrengung und durch sie — empfindet. Es sind aber die vorzüglichsten Gegenstände, die diese Erscheinung in dem Geiste des Menschen hervorbringen, die Gottheit, das Weltall, vollkommne Tugend, Unsterblichkeit. Nun giebt es aber in der sichtbaren Natur gewisse Dinge, die eine Aehnlichkeit mit diesen, oder sonst eine sehr nahe Beziehung auf sie haben und daher dieselben Erscheinungen in der Seele erwecken, indem sie in ihr — bewußt oder unbewußt, dunkler oder klarer — jene Ideen und Empfindungen selbst rege machen. So erregt der Anblick des gestirnten Himmels, des wogenden Meeres, einer unabsehbaren Bergkette, die Ideen von, und die Empfindungen für Gottheit, Weltall; der Anblick einer außerordentlich schönen Gestalt, aus der besonders viel Geist und Herzengüte hervorleuchtet, die Ideen von, und die Empfindungen für

Publikum — aber einen edlen Ausschuss, für sich gewinnen. Jedoch auch der vortrefflichste Mensch vermag es nicht immer in solchen Empfindungen zu schweben: es würde der Künstler also unbillig seyn, der sie immer verlangte. Weite Intervallen; neue aber nicht gehäufte Ausweichungen in entfernte Tonarten; ernst

für vollkommne Tugend u. s. w. Die Musik bemühet sich nun diese Empfindungen selbst darzustellen; die bildenden Künste streben zwar nach demselben, aber vermittelst der Darstellung der Naturgegenstände, die jene Empfindungen in dem Künstler erwecken. Wer sich also aus Mangel an Empfindsamkeit nicht zu jener Unruhe, zu jenem Drange, zu jener Spannung, jene unergründlichen Gegenstände zu erforschen, gereizt fühlt; wer sich, aus Mangel an Verstand, dieselben nicht wenigstens einigermaßen klar vorstellen kann; wer aus Mangel an Herzengüte sich ihnen nicht nähern will — oder wer diese Fälle in sich vereiniger: der hat auch keinen Sinn für den Geist und das Wesentliche der erhabnen Werke aller Künste, und kann sich ihrer nur flüchtig, wegen Nebensachen, erfreuen — der idealischen Gestalt als schönen Gestalt, der erhabnen Musik als neuen, frappanten Musik u. s. w. Ich werde Gelegenheit nehmen diese nur angedeuteten Ideen anderwärts und schicklicher weiter gemeinschaftlich aus einander zu setzen.

ernst einhergehende Taktart; Fülle der Harmonie und zuweilen auch wieder hohe Simplizität bis zum Unifonus; lang und voll gehaltene Noten, besonders in den Hauptstimmen, die durch figurirte Nebenstimmen nicht gestört, nur unterstützt werden, wohin auch der Orgelpunkt gehört — dies sind die vorzüglichsten Mittel des musikalischen Ausdrucks des Erhabnen und Großen.

Die Seltenheit solcher Kompositionen erklärt sich aus den Anfangsworten dieses Satzes, und aus der Begierde — leider oft auch Nothwendigkeit, dem großen Haufen zu gefallen. Mozart, der seine Gewalt im Erhabnen und Großen, noch mehr im Prächtigen — kannte, wußte, daß die Zahl nicht groß war, die ihn hier schätzen und in seinen Empfindungen folgen konnten; er suchte deshalb denjenigen seiner Opern, die er für — Direktors schrieb, bey der Menge dadurch aufzuhelfen, daß er unter die erhabensten und edelsten Sätze Stücke mischte, von dem gemeinsten Charakter, bey denen es gleich auf die Füße der Zuhörer abgesehen scheint.

Da:

Dadurch vernichtete er aber den Totaleindruck
 dieser Werke und zog sich eine nicht unbe-
 wußtliche feindliche Parthey unter den stren-
 gern Kennern zu, die ihm dies als Unverstand
 anrechneten und ihn nur als ein rohes, wildes,
 jetzt tobendes, und dann wieder säuselndes Genie
 darstellten. Seine weltbekannte Zauberflöte
 dient ihnen vornehmlich als Beweis. Sie zei-
 gen hin auf die pomphaste Ankündigung alles
 Höheren, was die Musik nur auszudrücken ver-
 mag, durch die Eingangssuge, schlagen
 zum, und finden — ein Papageno's Liedchen.
 Daß ihn sein Text dazu verleitet, entschul-
 digt ihn nicht; warum eine so abscheuliche,
 unangenehme, Keimerey wählen? — Weit
 mehrern Werth, weit festern Charakter, weit
 mehr durch das Ganze gehaltene Haupt-
 empfindung — wenn auch weniger Pomp
 und Pracht, haben seine Opern Cosi fan
 tutte und Figaro: aber auch — weit weniger
 Beyfall bey der Menge.

Wer nicht an dem hängt, was die Mode
 schafft; wer auch von dem abstrahieren kann,
 was die jetzige Musik — vornehmlich seit Jo-
 seph

Seph Hayde — vollkommeneres im Akkompagnement hat: der wird die erhabne Einheit, Größe, Festigkeit durch das Ganze am hinreißendsten und bewundernswürdigsten finden in den Opern von Haffe, und in den Dramen von Händel. Selbst bey gemeinern Worten ihres Textes sinken diese nie ganz; so wie sie bey erhabenern nie ausschweifen. Freylich mußte Haffe auch für keine Direktorfasse schreiben, und Händel setzte für Engländer. Auch Salieri ist hier groß: aber so selten! —

Der Empfindungen der Liebe, der Zärtlichkeit, Schwermuth — ist jeder nur einigermaßen gebildete Mensch fähig: daher werden die Kompositionen, die sie ausdrücken, immer ein großes und sehr achtungswerthes Publikum finden. Es wird größtentheils aus gebildeten Personen des weiblichen Geschlechts und aus Männern, in denen noch Jugendgefühl sich regt — bestehen. Sanfte Melodien, allmähliche Uebergänge, liebliches Akkompagnement besonders in gezogenen Noten, leicht faßlicher Plan des Ganzen, sparsame, wohl vorbereitete

te

te und wohl aufgelöste Dissonanzen, sehr ver-
 stekte Kunst — dies sind die vorzüglichsten Mit-
 tel jene Empfindungen musikalisch auszudrücken.
 Hier ist des liebenswürdigen *Daumans*
 Gebiet — und nur in einigen seiner neuesten
 Werke scheint dieser vortreffliche Komponist
 seine Macht verkannt, oder der Mode zu viel
 nachgegeben zu haben. Auch diejenigen Kom-
 positionen von *Martini*, wo der Künstler
 nicht zu gemein und tändelnd ist, verdienen
 hier rühmlich genannt zu werden; so wie die,
 von *Cimarosa*, wo er sein zartes Gefühl
 und nicht die Mode herrschen läßt. Von
Galieri muß ich hier wiederholen, was ich
 vorhin sagte. *Mozart* ist hier größtentheils
 nicht besonders glücklich. Die meisten seiner
 zärtlichen Arien, Duetten &c. sind unbestimmt
 und oft nichts als modern. Er hätte sie
 zehnmal anders machen können, ohne daß
 sie gewonnen oder verlohren hätten. Er sucht
 ihnen zwar durch Akkompagnement, Aus-
 weichungen u. d. gl. Interesse zu verschaffen;
 macht aber durch hier unzwelmäßige Fülle und
 Zerstreung der Zuhörer oft das Uebel ärger.

Man

Man hat dem großen Lessing vorgeworfen, daß seine Scenen unter Liebenden zu geziert wären und hat den Grund davon darin gefunden, daß der Dichter nie wirklich geliebt hätte: sollte das der Fall nicht auch bey Mozart gewesen seyn? —

Der Empfindungen unbestimmter gemeinerer Lust und Fröhlichkeit — oder guter Laune ist Jedermann fähig: daher werden Komponisten, deren Werke diesen Charakter haben, immer das größte Publikum finden, Schmeichelnde, wohl auch hüpfende Saktarten, Schwirren der Geigen, Pfeifen der Flöten, häufiger Gebrauch anderer an sich fröhlicher Blasinstrumente, sogleich faßliche Melodieen, wenig tiefe Töne, fast keine als burlesk gestellte Dissonanzen, komische Stellung, Verwerfung und Wiedererwähnung des Hauptgedankens oder Themas — dies sind die vorzüglichsten Mittel jene Empfindungen auszudrücken.

Auch diese Kompositionen dürfen nie gleichgültig betrachtet werden; was ist schöner, als Menschen fröhlich zu machen? Nur aber müssen sie nicht bis zur Nullität in der Kunst

F

herabz

herabsinken, müssen das bleiben, was die zahl-
reichen vortrefflichen Werke dieser Art des
großen Joseph Haydn sind, und nicht solche
ephemere Produkte werden, wie uns heutiges
Tages Italien, und in Deutschland beson-
ders Wien und zum Theil Prag aufdringt.

Charakteristik der vorzüglichsten Werke der Musik.

Der Künstler fühlt sich jetzt von guter Laune
— von unbestimmter Lust und Heiterkeit, von
leichtem Scherz und Fröhlichkeit gerührt. Er
ist nicht bloß empfindender Mann; er
weidet sich also nicht an ihren Eingebungen nur
in seiner Phantasie: er ist Künstler — er
drückt sie durch die Mittel seiner Kunst — durch
Töne aus; sein menschliches Gefühl, seine
wohlwollende Neigung zu Andern gönnt diese
angenehme Nahrung auch ihnen: er schreibt sie
also für sie nieder. Empfindungen, die — wie
diese — nicht tief eindringen, halten auch nicht
lange

lange aus; sie verirren sich bald in zärtliche, sanfte, wohl gar auch augenblicklich in schwermüthige, ernste, traurige — doch ist diese Schwermuth mehr tändelnd, dieser Ernst mehr schelmisch, diese Traurigkeit mehr neckend; die Seele erhält sich in dieser Stimmung nicht lange; die erste Empfindung erwacht in ihr wieder und hebt sie wohl noch zu lachenderer Fröhlichkeit, als in der sie erst schwebte. Dies zeichnet der Tonkünstler auf seine Weise, und er liefert ein Werkchen von drey Sätzen, einem Allegro, Andante oder des etwas, und einem Finale; dem Ganzen gehört der Titel — *Divertimento*.

Die nicht eben bescheidne Welt der kleinen Künstler weiß nichts mehr von dieser Benennung. Jedes Tonstück, das — wenn ihm irgend ein musikalischer Name gebührte, diesen, führen müßte, heißt Sonate, oder nach Beschaffenheit der Nebenumstände, Trio, Quartett &c. Nur meines Wissens Vanhall ist sehrlich genug seinen Kindern dieser Art jenen schlichten Namen zu geben. Uebrigens läßt sich mit dieser Gattung Instrumentalmusik

zusammenstellen — das kleine Lied, die Cavatine, Ariette, das kleine Rondo &c.

Zu einer andern Zeit aber hebt sich der Geist des Künstlers über solche leichte Nahrung empor zur edlern Begeisterung. Seine Empfindungen werden stärker, bestimmter, männlicher, dauernder. Ernst wacht über seine Fröhlichkeit, Gefühl des Edlen regiert seine Lust.

Ein e bestimmte Grundidee fixiert die gereinigte Seele, und wird auch im Ausdruck der Hauptgedanke — das Thema. Es ist bestimmt, herrscht durchaus, kann zuweilen auf ganz kurze Zeit verdunkelt werden, aber tritt dann nur desto klarer hervor; es verschwindet nicht eher aus der Phantasie und folglich auch aus der Darstellung, dem Tonstück — bis die Empfindung selbst, die es erregte, aus der Seele verschwindet — bis sie sich an ihm erschöpft hat. Nur solche Bilder und Empfindungen kommen neben diesem Hauptgedanken, neben dem Thema in der fest bestimmten Seele auf, die mit ihm einen Hauptcharakter haben, sich ihm anschmiegen, mit ihm zusammen schmelzen — folglich auch im Ausdruck, im Tonstück nur
solche

solche Nebenideen, nur solche Nebenmelodien. Jetzt hat sich aber der Geist an dieser männlichen Fröhlichkeit erschöpft; er sinkt darnieder in Schwermuth, Traurigkeit, oder Sehnsucht: auch in diesen Empfindungen verharret er in langem vollen Genuße; bis er endlich mit neuem Muthe sich über diese niederschlagenden Gefühle aufschwingt und in anständiger Freude das Ganze beschließt. Mit dem musikalischen Ausdruck alles dessen ist denn das Werk dieser Kunst geböhren, das — Sonate heißt, oder nach Beschaffenheit der Nebenumstände Trio, Quartett, Quintett &c. Unter den Gesangskompositionen gehören hieher die eigentliche oder Charakterarie, unter andern Neben Umständen Duett, Terzett, Quartett &c. und das edle Chor — wie ich es zum Unterschiede vom erhabnen Chor nennen will, von welchem in der Folge die Rede seyn wird.

Ob schon es ein verächtlicher Vorwurf wäre, den man diesen Gedanken von der Sonate und diesen Forderungen an sie, machte, wenn man sie Ideale oder idealisch schälte — denn nichts ist ja wohl lächerlicher, als wenn man über Ideale

flagt, sey es nun in der Kunst, oder in der Politik u. s. w.: so muß ich doch sagen, daß sie das nicht sind — denn wenn man unter Ideal das höchste Abstrakt aller hieher gehöriger Vollkommenheit versteht, das aber freylich von Sterblichen in keinem Fache erreicht werden kann; so müßten die obigen Forderungen, um idealisch zu werden, noch weit bestimmter und weit strenger seyn. Die angegebnen enthalten aber nichts, was nicht — freylich von den größten Meistern, hier und da ausgeführt und vollkommen erreicht wäre. So hat dies alles vollkommen erreicht Philipp Emanuel Bach in seinen Klaviersonaten; nicht selten Mozart — aber nicht sowohl in seinen Sonaten für Klavier allein, sondern für mehrere Instrumente; *) in verschiedenen ihrer Kompositionen für

*) Anmerkung.

Es war von jeder Gattung von den Männern des Zeitalters alles, was sie hervorbrachten, als Muster aufzustellen: so ist es jetzt auch mit allen Mozart'schen Kompositionen — folglich auch — und bisweilen vorzüglich mit seinen Klaviersonaten. So gewohnt es Mozart war gelobt zu werden, so würde er hier doch gewiß zuweilen unwillig auffahren. Er kannte sich und seine Stärke, die

für das Klavier Elementi, und Aug:
Eberh. Müller. Fast möchte man das
Quartett noch glücklicher nennen; es hat noch

§ 4 mehr

in einer gränzenlosen Phantasie lag; das was zwey
Hände exekutieren können; war ihm viel zu be-
schränkt: er nahm sich deswegen nur selten die
Mühe gute einfache Klaviersonaten zu schreiben.
Die meisten derselben waren Gefälligkeitsstücke,
während des Federschneidens entworfen, und so
geschwind die Feder flog, ausgeführt; Gefällig-
keitsstücke für Freunde und Freundinnen, die etwas
Eigenhändiges von ihm haben wolten. Sehr viele
seiner Sonaten ohne Begleitung lassen nichts in
sich entdecken von festem Charakter, von Einheit
durch das Ganze gehalten; sind seiner ganz un-
würdig. So ist es auch mit nicht wenigen seiner
Variationen. Das vollendetste Werk in dieser Gat-
tung ist wohl unstreitig seine Sonate aus F dur
für vier Hände auf einem Klavier. Ele-
menti hat vergleichungsweise ein kleines Publi-
kum. Durch seine Schwierigkeiten hat er die
Epteler, durch seine Bizarrereien und sein
freylich zuweilen fades Modegeräusch, die Ken-
ner von sich geschreckt: aber einzelne seiner So-
naten zeigen offenbahr von einem originellen Künst-
lergenie, dem besonders männlicher Ernst und männ-
licher Trohsinn so wohl anstehet. Müller in
Leipzig hat nicht so vieles geschrieben: wer aber
seine Sonaten kenne, der würde sehr ungern sei-
nen Namen in dieser Gallerie vermissen.

mehr Werke aufzuweisen, die jenen Forderungen vollkommen Gütze leisten. Welche Meisterstücke lieferte nicht auch hier Joseph Haydn, und Mozart! —

Unter den Kompositionen für den Gesang aus dieser Gattung nenne ich nur Haffe's Chöre, Naumanns Arien, einzelne Chöre und Arien von Salieri und von Reichardt — ob schon dieser mit weniger Originalität arbeitet. Die sogenannten Charakterarien der meisten heutigen Italiener und der ihnen blind folgenden Deutschen, sind — bey sehr hervorstehendem Text: Exercitia für den Sänger; bey weniger hervorstehenden Worten: Exercitia für die Instrumentisten, Divertimento's für verschiedene Instrumente mit Begleitung einer Singstimme.

Jedoch die Begeisterung der Seele des großen Künstlers kann noch mächtiger, noch hinreißender werden: und dann wird ihr Ausdruck noch mehr voll hoher mächtiger Ideen, noch freyer von gemeinen Melodiceen, Modulationen,

tionen, Ausweichungen *ic.* Es wird aber der menschliche Geist in solcher gewaltigen Empfindung fortgerissen entweder durch Gegenstände von egoistischen Interesse — und unter diesen am allgemeinsten, in der Kunst wie in der Welt, durch Liebe; oder durch Gegenstände des Erhabnen und Großen — durch den Gedanken an Gottheit, Unendlichkeit, Universum, Allmacht *ic.* mögen diese Gegenstände nun in der Wirklichkeit, oder nur in der Phantasie des Künstlers gegenwärtig seyn, fühlt der Geist des großen Künstlers die Gewalt der Gegenstände erster Art, drückt er sie durch seine Mittel aus und wünscht zu seinen Empfindungen auch Andere zu erheben: so entsteht sein Werk, das — Concert heißt, in der Instrumentalmusik — bey dem Gesang: *Bravourarie.* Fühlt der Geist des großen Künstlers die Gewalt der Gegenstände zweyter Art, drückt er sie durch seine Mittel aus und wünscht zu seinen Empfindungen auch Andere zu erheben: so entsteht sein Werk, das — charakteristische Symphonie heißt in der Instrumentalmusik, bey dem Gesang: das höhere erhabne Chor.

Das Concert ist also Ausdruck der höchsten Begeisterung, erregt durch egoistische Gegenstände. Von dem Spannen und Emportreiben der Leidenschaft kommen also her seine Schwierigkeiten, sein sich Verlieren in die entferntesten möglichst höchsten und möglichst tiefsten Regionen! von dem Drängen und Wallen der Leidenschaft also seine gewaltigen Arpeggio's, seine fast unnatürlichen Vollgriffe! von den Unruhen und Abwechslungen der Leidenschaft also seine Ausweichungen in die entferntesten Tonarten, sein schnelles Sinken aus jubelnder Höhe in düstere Tiefen und wieder sein rascher Aufflug aus diesen zu vorigen Höhen! — Lange erhielt sich der entzückte Geist in seiner Veranschung; endlich schwinden seine Kräfte; ermattet, erschöpft, sinkt er in sich selbst zusammen — die Ferma! Doch nein! nicht erschöpft, nur ermattet! Noch einmal sammet er den Rest seiner Kräfte, noch einmal will er sich den Genuß seines Entzückens erringen! Es gelingt ihm — er fliegt auf: aber mit heftiger, merklicher Anstrengung! die Bilder des so eben noch ausgedrückten umschweben ihn noch; aber sie rauschen vor:

vorüber — schnell, gedrängt, verworren! Nun ist seine Kraft erschöpft; er sinkt von neuem, und — wie das erlöschende Licht fibriert, wie der erschöpfte Genuß zittert — verweilt er bebend auf den letzten Tönen, mit denen er hin stirbt — Cadenz und Trillo — *) Ein allgemeiner hörbarer Athemzug der Zuhörer ist das Ah! der um das Lager eines Sterbenden Stehenden, wenn sein Auge sich schließt! —

Die
Anmerkung.

Daß ich hier zugleich den Charakter und die Erfordernisse zu einer wahren Cadenz schildere, darf ich doch nicht erst anführen? Jedermann weiß ja — daß in ihnen die Schwierigkeiten aller Art gehäuft, die Hauptideen des Satzes flüchtig, in sonderbaren Beziehungen undstellungen erwähnt, das Tempo ungemessen seyn muß u. s. w. Jedermann, sag' ich, weiß das, nur die Komponisten nicht, die uns so reichlich mit Sammlungen von „Cadenzen“ aus allen Tonarten“ beschenken. Daß solche überall hin passende Cadenzen Umdinge sind, springt in die Augen; mir scheint es aber, als wenn man selbst mit dem Aufschreiben der Cadenzen — besonders bey nicht selbst gefertigten Concerten — bedenklicher seyn sollte: denn mich dünkt die Schwierigkeit offenbahr weit größer eine niedergeschriebne — vielleicht gar von einem Andern niedergeschriebne Cadenz vollkommen d. h. nach den Forderungen der Natur der Sache vorzutragen, als eine extemporierte.

Die meisten Concerte — ältere und neuere — verdienen diesen Namen gar nicht. Gemeinlich setzt sich der Virtuös — der oftmals nur mechanischer Künstler oder vielmehr Künstler der Mann, selten guter Komponist ist — hin, preßt die Schwierigkeiten, die seine Finger am besten ausdrücken können, mit kaltem Blute in drey Sätze zusammen und nennt das Werk seiner Hände ein Concert. Bey dem Vortrage krönt dann einen jeden Satz eine Cadenz, die nichts ist und nichts seyn soll, nach dem Willen ihrer Componisten, als eine Recapitulation, ein nochmaliges Ueberhören der Geschicklichkeiten des Spielers. Das Ganze kann eigentlich nicht anders genannt werden, als ein gutgemeyntes ehrlisches Divertimento für ein Hauptinstrument, mit Begleitung mehrerer Nebeninstrumente. Mozart hat Concerte gesetzt, die in jeder Rücksicht Muster genennet werden können, und die keine der obigen Forderungen unerfüllt lassen. Als Beweis kann ich mich nicht enthalten eines seiner frühesten Concerte aus C dur, und ein anders aus D* anzuführen, das er bey Gelegenheit der Krönung

Leo:

Leopolds in Prag, setzte und selbst spielte. Ich gestehe gern, daß ich nie etwas vortrefflicheres in dieser Gattung der Musik gehört habe. Bey einigen seiner Concerte spielte ihm seine ungemessne Phantasie einen Streich; er wolte, dem Wesen der Sache zuwider, Empfindungen ganz anderer Art, nur Größe und Erhabenheit in ihnen ausdrücken; man bewundert die vortreffliche Arbeit auf dem Papier: aber bey der Auführung fühlt man, es sind — Symphonien mit obligatem Klavier, das man in einzelnen Stellen — nicht einmal hören kann! Um wegen dieser musikalischen Heterodoxie nicht ganz verkehrt zu werden, führe ich sein Konzert aus F* an, das er für die nehmliche Feyerlichkeit setzte und das — mit einer Fuge beschließt! —

Die jetzt nur allzubeliebten *Bravour*arien haben in unsern Tagen mehrere sehr glückliche Komponisten gefunden. Joseph Haydn's Tonstücke dieser Art sind sich selbst ähnlicher, als man von diesem Genie erwarten solte; Mozart hat hier schöne Sätze geliefert, macht aber in ihnen gemeiniglich ungeheure Forderungen an Sänger oder Sängerinnen; Salieri hat auch
hier

hier so schön, und so wenig geschrieben! Weniger originelle Komponisten unsrer Tage haben doch hier sehr schätzbare Stücke dieser Art geliefert, wie Cimarosa, Paisiello u. a. m.

Die charakteristische Symphonie, die Ausdruck der höchsten Begeisterung, erregt durch Gegenstände des Erhabnen, war — hat Joseph Haydn durchaus reformirt — man ist versucht zu sagen: geschaffen; er glänzt auch immer noch als vorzüglichster Bearbeiter derselben. Sein würdiges ausdrucksvolles Thema, das er, bey allen Verwerfungen, Verkürzungen und Verkürzungen, nie aus den Augen läßt; seine Ausdauer in der Haltung des Charakters des Ganzen, bis selbst der Geist des nachfolgenden Zuhörers ermattet; seine große Uebersicht und scharfe Beurtheilung des Ganzen, die über seine reiche Phantasie wohlthätige Wache hält; seine den Totaleindruck nicht störende, und doch hervorstechende und dabey gut ausführbare Anwendung von vielerley Instrumenten; seine immer neuen und doch nicht unnatürlichen Ausweichungen; seine mit Recht nicht geringen, aber doch

doch glücklich zu überwindenden Schwierigkeiten
 — diese verschafften und erhalten ihm hier den
 ersten Rang, den ihm jeder denkende und empfin-
 dende Mensch gönnet und anweist. Es gehört
 aber von der Menge seiner Symphonieen der
 kleinste Theil hieher — der Natur der Seele
 gemäß, nach der diese, gereizt durch Sinnlich-
 keit, zerstreuet durch das Alltägliche, nicht immer,
 nicht oft, im Erhabnen und Großen leben kann:
 doch, kündigt er einmal diese Empfindungen an,
 zieht er den Geist des Zuhörers einmal mit sich
 hinauf, so läßt er ihn nie sinken, entläßt ihn
 nie unbefriedigt. Mozart hat auch hier Be-
 weise seines Genie's gegeben: aber die meisten
 seiner Werke dieser Art sind vortrefflicher auf dem
 Papier für den Studirenden, als bey der Aus-
 führung für den Zuhörer. Was Haydn durch
 edle Einfachheit bewirkt, sucht er durch Aufbietung
 aller Mittel der neuern Musik — äußerst volles
 Akkompagnement, äußerst volle Harmonieen,
 ungeheure Ausweichungen u. d. gl. — zu er-
 reichen. Wenn in Haydns Symphonieen alles
 lebt und webt, so — möchte ich sagen — dre-
 het und wehet alles in den Mozartschen; dort
 natur:

natürliches Feuer, hier mehr — Gluth durch
 Pech und Schwefel; jene ähnlich einem Schau-
 spiel von Lessing und Göthe, diese einem von
 Klingsers frühern Stücken — Selten wird man
 ein Orchester zusammen finden, das die großen
 Schwierigkeiten genug überwinden und sie voll-
 kommen präcis und wie Mozart sie sich gedacht
 haben mag — ausführen könnte. Diese großen
 Schwierigkeiten würden ihm noch nicht zum be-
 trächtlichen Vorwurf gereichen, wenn sie nicht
 zuweilen ohne Noth, ja wohl muthwillig und
 ohne daß sie Wirkung thun — gehäuft wären.
 Besonders ist seine Behandlung der Instrumente
 diesen bey weitem nicht so angemessen, als die
 Haydn'sche. Selten sind auch seine Symphonieen
 vollendete Ganze; oft vernichtet ein bizarres
 Rondo — das an sich sehr schön seyn kann —
 die Wirkung der erhabnen ersten Sätze. Unter
 den Komponisten für das höhere, erhabne Chor,
 glänzt Händel vor allen. Seine Werke die-
 ser Gattung — mögen sie auch noch so entfern-
 sey von allem, was die Mode heischt; mögen
 sie auch noch so entblößt seyn von den Reizen
 des vollern Akkompagnements, der delikaten Be-
 hand-

Handlung der Blasinstrumente u. d. gl. — sie können dennoch, so lange Menschen der Empfindungen des Erhabnen und Großen fähig sind, ihren Zweck nicht verfehlen. Haste und Graun erreichen ihn nicht, nahen sich ihm aber oft. Auch Reichardt hat vorreffliche Chöre dieser Gattung, und wenn sie weniger originell sind, als die der angeführten Künstler; so haben sie auch wieder einen Vorzug vor den Werken — insbesondere Grauns *) — die meisterhafte Behandlung des Textes. Diese vorreffliche Eigenschaft haben auch alle andere Werke für den Gesang, die dieser oft nicht nach Werth geschätzte Künstler geliefert hat, bis auf seine kleinen Lieder.

Wenn

*) Anmerkung.

Um nicht ohne Beleg etwas gegen einen großen Mann vorzubringen, erwähne ich hier unter vielem nur, das übrigens meisterhafte Chor von ihm: Trenet euch alle ihr Frommen &c. und die übrigens vorreffliche Arie: Ihr weichgeschaffnen Seelen &c. in seinem bekannten Tod Jesu. In beyden ist der Rede- und Wortaccent ganz verfehlt, und zwar in der Arie so sehr, daß man den Dichter kaum verstehen wird, wenn man seine Worte ausfingen hört, nicht liest.



Wenn der musikalische Künstler zur Abfassung eines besonders wichtigen Werks die Idee fasset, alle Kräfte seines Geistes dazu sammlet, das Ganze ihm schon — obgleich unbestimmt und mehr angedeutet als ausgeführt, vorschwebt und seine Seele in lebhafter Regung — in Spannung versetzt: wenn er sodann diese nehmliche Sammlung der Geisteskräfte, diese nehmliche Richtung derselben auf den jetzigen Gegenstand, diese nehmliche unbestimmte Ahndung, unbefriedigte Erwartung dessen, was folgen wird, bey Andern erregen will: so setzt er seinem wichtigen Werke — seinem Oratorium, seiner Oper u. d. gl. eine Overtura vor, durch die dies erreicht werden kann und soll. Sie muß also nicht nur überhaupt im Charakter des folgenden Ganzen gearbeitet, sondern gewissermaßen die Quintessenz desselben seyn. Sie ist gleich dem unbefriedigenden aber aufreizenden und zum jetzigen Zweck stimmenden Prolog des alten griechischen oder römischen Schauspiels, oder der Ankündigung des Inhalts im Helden: oder erzählenden Bericht; also, was — um das allgemein bekannteste

teste Beyspiel anzuführen — die sieben ersten Strophen in Wielands Oberon, oder die ersten 34 Verse in Virgils Aeneis sind. — Hat aber der Künstler den unbestimmteren Zweck im Allgemeinen nur des Zuhörers Aufmerksamkeit für Werke seiner Kunst überhaupt, von welcherley Gattung sie seyen, rege zu machen und seine Seele für ihren Genuß zu stimmen: so bearbeitet er die unbestimmtere, gemeinere S y m p h o n i e.

Haffe's Overturen — obgleich sie an sich sehr zu schätzen und oft gelehrt genug sind, sind doch meistens so unbestimmt und überdies einander selbst so ähnlich, daß man sie wechselsweis bald dieser, bald jener von seinen Opern, bald diesem bald jenem von seinen Oratorien vorsetzen könnte, ohne daß das Ganze dadurch gewönne oder verlöhre. Ihnen gleichen die meisten Overturen. Als ein Beyspiel, das

alles oben angeführte vollkommen und sehr faßlich enthält, führe ich die — übrigens weder mit viel Gelehrsamkeit, noch mit sehr neuen Ideen prangende Overtura von

Raumann zu seiner Cora an, aus der man, ohne ein Oedipus zu seyn, die Schicksale seiner liebenswürdigen Heldin errathen kann. Auch Mozarts wilde Overtura zu seinem D. Giovanni ist, als Vorbereitung auf dieses Werk, vortreflich; so wie Salieri's Overtura zum Axur Re d'Ormus.

Die unbestimmtere Symfonie hat, nach Haydn's Umschaffung, mehrere glückliche Arbeiter gefunden. Er, ihr würdiger Vater, glänzt an der Spitze. Die finsterste Kritik wird ihm hier nichts vorzuwerfen vermögen, als daß er zuweilen, doch gewiß nur selten — sich seine Laune in das Gebiet des Quartetts hat locken lassen. Er hat viel Nachahmer gefunden: ja fast alle jetzige Symfonienkomponisten sind es mehr oder weniger. Mancher unter ihnen — wie es denn bey Nachahmern zu gehen pflegt — hält sich an die Nebensachen in derselben, ohne den Geist des großen Mannes finden — geschweige denn



dem nachbilden zu können! die glücklichsten seiner Nachfolger in der Symphonie sind Mozartti — der zugleich manches Eigene hat, und was ihm an hohem Geist gebricht, durch Feinheit der Empfindung, Delikatesse und Anmuth ersetzt; Haydn — doch mehr in seinen frühern, als spätern Arbeiten. Dieser Mann, hat, begabt mit einer anmuthigen Phantasie, mit viel Kennntnis der Wirkung der Instrumente, und mit Galanterie gegen den jezt herrschenden Geschmack in der Liebhaberwelt, — viel Glück mit seinen Quartetten gemacht, und größtentheils nicht mit Unrecht. Wahrscheinlich hat ihn dieser Beyfall vermocht seine Symphonieen in die nehmliche Form zu gießen — ein sehr übel berechneter Versuch! — Hoffmeister und Massaneau — deren zuweilen recht gute Arbeiten aber wenig Eigenes haben; und endlich Kozeluch — dessen nicht zahlreiche Kompositionen dieser Gattung, männlichen Ernst und Anstand haben, aber überall einen Mangel an Ideen verrathen, den überhäufte Besetzung

u. d. gl. nicht ausfüllen, nicht verbergen
kann. Unter den allernuesten Komponisten
für dies Fach zeichnet sich Neubauer —
durch liebliche nicht gemeine Ideen und viel
Geschmack in deren Verbindung und Dar-
stellung — sehr rühmlich aus.

III.
Ueber
vorsätzliche Beschädigung
öffentlicher Kunstwerke. *)

*) Anmerkung.

Ich nehme auch hier Kunst und Kunstwerke im weitesten Sinn; verstehe mithin darunter nicht bloß Werke der bildenden Kunst, sondern auch — und hier zunächst, Gartenkunst, Architektur u. s. w. und ihre Werke — Anlagen, Gebäude, Spaziergänge — und deren Verzierungen aller Art. Noch kann ich anmerken, daß manches von dem hier gesagten, auch auf die so oft mit Recht beklagte vorsätzliche Beschädigung anderer, außer dem Gebiete der Kunst liegender Gegenstände — als gemeine Gärten bloß für den Nutzen errichtet, Obstbäume, Feldfrüchte &c. angewendet werden kann.

III
1332
Verordnungen
des Königs von Preussen
über die Verwaltung
der Provinz Westpreussen

Die Provinz Westpreussen ist eine Provinz des Königs von Preussen, die im Jahre 1773 durch den zweiten Teilungsvertrag zwischen Preussen und Russland erworben wurde. Die Provinz ist in drei Kreise eingeteilt: der Kreis Königsberg, der Kreis Marienburg und der Kreis Gumbinnen. Die Verwaltung der Provinz wird durch den Königlich-Preussischen Provinzial-Landtag in Königsberg besorgt. Der Landtag besteht aus den Abgeordneten der Städte, Rittergüter und Bauern. Die Provinz Westpreussen ist eine wichtige Provinz des Königs von Preussen, die im Jahre 1773 durch den zweiten Teilungsvertrag zwischen Preussen und Russland erworben wurde. Die Provinz ist in drei Kreise eingeteilt: der Kreis Königsberg, der Kreis Marienburg und der Kreis Gumbinnen. Die Verwaltung der Provinz wird durch den Königlich-Preussischen Provinzial-Landtag in Königsberg besorgt. Der Landtag besteht aus den Abgeordneten der Städte, Rittergüter und Bauern.



Erster Brief.

Meine gnädige Frau!

Ihr Brief hat mich sehr misnuthig gemacht. Nicht etwa weil Sie mir darin beweisen, daß ich in unserm neulichen Streit unrecht hatte — wahrhaftig nicht deswegen! sondern weil mich die Thatfachen in Ihrem Briefe fast zwingen wieder eine angenehme Hoffnung aufzugeben. Ich geseh' es Ihnen: ich schäme mich im Namen meiner Landleute. Nicht eher geruht haben sie, bis Sie geudthigt waren Ihren vorzrefflichen Garten zu verschließen? Schmälen Sie, schmälen Sie! Ich will helfen! Wäre etwa bloß hier und da eine Blume gebrochen, eine Frucht abgerissen, ein Beet zertreten wora

den: wir wolten es versuchen die Sache noch scheinbar zu entschuldigen — ja, wäre auch mancher Rosenstrauch übel belohnt worden für seine Blume, manches Zweiglein herabgerissen worden mit seiner Frucht: so würde ich Ihnen geschwind die Rache für gestochene Finger, die Eifersucht um nicht entdeckt zu werden u. d. gl. anführen, und Sie — würden die Achseln auf eine gewisse Art zucken und von etwas anderm sprechen; wenigstens würden Sie gewiß den Gedanken nicht fest fassen, den Ihr Brief enthält: es sey noch zu viel überdachte Bosheit in dem Herzen des Volks! Aber da man Unfug getrieben hat, zu dem Ueberlegung, kaltes Blut, Zeit nöthig ist; da man Ihre entzückenden Statuen mit schmutzigen Versen und Ihre einsamen Hättchen mit ungesitteten Bildern verunreinigt; da man Ihre Barrieren mit Gewalt umgestoßen, Ihre jungen Bäumchen ihrer schönsten Schößlinge beraubt hat: so weiß ich Gudemüthiger wahrhaftig nicht, was ich Ihnen geschwind auf Ihre Schlussfrage: Hatt' ich also nicht recht? antworten soll. Jedoch, gnädige Frau, Sie haben es mit einem Gelehrten zu thun!

thun! Leute der Art können sich schwerlich zu einem unbeschränkten Ja verstehen, wenn die Rede nicht von ihren Verdiensten ist; sie lassen sich auch die Gelegenheit, etwas zu schreiben, das einer Abhandlung ähnlich siehet, nicht gern nehmen: erlauben Sie mir also, indem Sie Ihr Herz in Geduld fassen, diese Ihre Frage als Frage anzunehmen, und Ihnen meine Gedanken darüber mitzutheilen, ob es in der That überdachte, kaltblütige Bosheit anzeigt, wenn ein großer Theil des deutschen Volks sich durch vorsätzliche Beschädigung öffentlicher Kunstwerke so übel auszeichnet: Gelingt es mir nicht Sie von meiner Meynung zu überzeugen, so wird es mir doch hoffentlich gelingen, Ihren Verdruß dadurch zu mildern, daß ich über die Veranlassungen dazu mit Ihnen schwache.

Das Faktum selbst ist nicht zu bezweifeln. Man findet diesen Unfug in den feinsten Orten Deutschlands, und die Kunstfreunde in Berlin, Dresden, Manheim &c. klagen darüber nicht weniger, als Sie; und das sonst so elegante Leipzig giebt mit täglich Beweise dafür, indem
ich

ich sehen muß, daß man auch hier nicht nur die
 öffentlichen Kunstwerke reicher Privatpersonen
 mishandelt: sondern auch die Verschönerungen
 der Stadt; die zum Vergnügen aller Stände
 angelegt sind. Daß sich aber unsere Nation
 besonders dadurch auszeichnet, ist gleichfalls
 nicht zu leugnen; jeder Vergleich mit andern
 lehrt es. Jedoch glaub ich Ihr Beyspiel,
 gnädige Frau — die heutgen Italiener, vorläufig
 hier verbitten zu müssen. Wahr ist es allerdings
 und auffallend, daß in Rom — das mehrere
 Tausend Bettler vom Profession nährt; daß in
 Neapel — das zwanzigtausend Menschen in
 sich hat, die kein Obdach haben; daß bey dieser
 Nation, die überdies den Schmutz bis zum Ekel
 liebt und, was sehr zu bemerken scheint, mit der
 Regierung im allgemeinen unzufrieden ist — daß
 da dergleichen Unwesen fast unerhört ist. Allein
 erwägen Sie, daß jeder Italiener die Kunst-
 werke seines Landes als Eigenthum der Nation
 — also auch als sein Eigenthum betrachtet;
 daß er sehr gut weiß, wie sein Volk, bey seiner
 Trägheit, bey seiner Vernachlässigung des Acker-
 Baues, des Handels und anderes Gewerbes
 würde

würde hungern oder — arbeiten müssen, wenn die zahllose Menge Fremder, von diesen Kunstwerken zu ihm gelockt, ihm nicht Nahrung verschaffen; nehmen Sie dazu den ungeheuren Nationalstolz vorzüglich der Römer, der sich — wie sie doch wohl fühlen müssen, bey oftmaliger Geistes-, gewöhnlicher Barschafts-armuth — auf nichts gründen und stützen kann, als auf den Vorzug vor der ganzen Welt in ihren Kunstwerken; vergessen Sie dabey nicht, daß diese Werke dem gemeinen Mann zunächst nichts kosten, also nicht als Veranlassung zu Abgaben oder als Anwendung derselben betrachtet werden können; und daß endlich ein großer Theil der Kunstwerke dieses Landes religiöse Bestimmung oder doch Beziehung hat und der Italiener am Aeußern seiner Religion so sehr hängt — weil ihm dies der Mangel des Innern ersetzen soll: nehmen Sie dies zusammen — noch mehrere Momente werde ich in der Folge anführen — und Sie werden eingestehen, daß die Verhältnisse allzu ungleich sind; daß man das von unsern gemeinern Volksklassen folglich nicht verlangen darf, was man dort siehet.

Sta:

Italiens Bewohner aber auch aus dem Spiel gelassen, so bleibt es doch wahr: in keiner kultivierten Nation ist das Unwesen, wovon wir sprechen, so herrschend, als in der deutschen. Woher diese zurückstoßende Nothheit, diese barbarisierende Geschäftigkeit? das ist es, worüber ich Ihnen meine Gedanken mitzutheilen gedanke — plan, deutlich und einfach, denn ich schreibe keine ästhetische Abhandlung im neuesten Ton.

Die erste Ursache dieses Unwesens scheint mir in einem unter ungebildeten Ständen nicht selten vorkommenden unfixierten Muthwillen zu liegen; in einer Ausgelassenheit und Petulenz, die aus Uebermaas von Kräften entspringt, die nach außen hin drängen, und mit denen man doch nicht weiß wohin man soll. Mehr oder weniger mag sich dieser Muthwille bey jenen Klassen aller Nationen zeigen: aber ich glaube doch mich nicht zu irren, wenn ich ihn im vollsten Maas bey den Deutschen und Britten finde. Dem Britten erlaubt aber seine Verfassung ihn auszulassen eines Theils in Tumultuiren und Lermen — dies ist für die allergeringste

meinste Klasse; andern Theils in Beschäftigung mit seiner Staatsverfassung — dies ist für die bessere Klasse. Jeder hält sich da für ein beträchtliches Mitglied des Staats, politisiert deshalb und spekuliert, lenkt bey seinem Glase Porter das Steuerruder des Staats, schmäht die Minister und ihre Parthey im Parlament — bis sich für diesmal das Uebermaas seiner Kräfte erschöpft hat, alles vergessen ist, und er die neue Auflage, die ihn erst in Barb brachte, ruhig zahlt. Um den Zug dieses Muthwillens immer zu erhalten, dienen dort die freyen Zeitungen mit Namen Legion, die öffentlichen Verhandlungen der Staatsangelegenheit, die Volksfeste bey Parlementsahlen, u. d. gl. Da giebt es doch etwas zu sehen, etwas sich zu freuen, etwas zu jauchzen; und hier lüftet sich jenes Uebermaas von Kräften. In unserm Vaterlande ist nun freylich — um es kurz zu sagen — von alle dem gar nichts. Der gemeine Bürger und Landmann ist von den Angelegenheiten des Staats so entfernt, daß er nichts davon erfahren soll; die öffentlichen Blätter — wenigstens die, die in seine Hände kommen —

stehen

stehen unter einer allmächtigen Censur; und von
 dem, was sie ja noch enthalten, darf er, beson-
 ders in den neuesten Zeiten, nicht einmal sprechen.
 Von Volksfesten giebt es in den mehresten deut-
 schen Provinzen so ganz keine Spur, keinen
 Schatten, daß man vielen Herren nicht einmal
 einen Begriff davon beybringen kann. Man
 hatte schon seit langer Zeit bemerkt, daß solche
 Feste den Freyheitsinn und Patriotismus unser-
 ältern Vorfahren genährt und erhalten hatten;
 diese Dinge konnte man aber nicht wohl brauchen,
 und man zog eine Veranlassung dazu nach der
 andern ein; und dies konnte leicht gelingen, da
 unsre spätern Vorfahren, bis auf neuere
 Zeiten, theils — wie nicht geleugnet werden
 kann — von einem etwas langsamen, wenig
 und nicht schnell regsamem Geiste belebt wurden;
 theils in der That auch allzuwenig wahren Ver-
 schmal, allzuwenig Maturinn, allzuwenig Hur-
 manität hatten. Giebt es ja noch hier und da
 einen Schatten von solchen essentiellen Gelegen-
 heiten zur Volkslust, so verdrängt ihn, in un-
 fern Tagen ganz besonders, die so besorgliche,
 Angstliche Pollicey. So werden denn jene Kräfte,
 die

die die Natur nach außen hin drängt, alle zurückgezwängt und der Mittel sich auszulassen beraubt. Hieraus entstehet nun, wie mich dünkt, bey mehr finstern Charakteren, in denen sich dies innerlich durch sich selbst verarbeitet — eine gewisse Bitterkeit, Menschensfeindlichkeit, Selbstsüchtigkeit, Gleichgültigkeit gegen Vaterland, Nation und alles Gemeine, und besonders ein gewisser Obrikkheits: ja hier und da sogar Ordnungshass, von dem ich in der Folge noch einiges werde sagen müssen; bey mehr leichtsinnigen gut gelaunten Charakteren, jener Muthwille, verbunden mit Spott gegen die enge Beschränkung, der sich hauptsächlich auch durch den Umfang äußert, von dem die Rede ist: durch Beschädigung öffentlicher Kunstwerke, ja selbst solcher, die zum gemeinen Vergnügen bestimmt sind. Daß die noch immer so oft entstehenden Excesse auf Universitäten, unter Handwerkern u. d. gl. gleichfalls hierin ihren Hauptgrund haben, ist mir gar nicht zweifelhaft: es gehört aber nicht hieher mich weiter darüber zu erklären.

Solten Sie ja hier noch einmal nach Ihrem geliebten Italien blicken, gnädige Frau; so frage ich nur: giebt es denn dort nicht — nur allzuviel öffentliche Volksfeste? Denken Sie an die Kardinalswahlen und Einzüge; an die Papsiwahlen und Krönungen; *) denken Sie — um nicht von Rom allein zu reden — an die Menge öffentlicher Schauspiele aller Art, an die Karnavalslustbarkeiten, Improvisatori, u. d. gl., und vor allem an die Menge religiöser Feyerlichkeiten, hohen Messen, Aufzüge, Wallfahrten u. s. w. zuweilen läuft denn auch eine Seeligsprechung mit unter — — Was giebt es da nicht anzustarren, zu bewundern, zu schwachen! zu jauchzen in Freude, oder — nach Belieben — aufzuseufzen in Andacht und Verzückung! Was für Pracht, oft auch was für Geschmack ist nicht dabey! Doch was ereifre ich mich hier in

*) Anmerkung.

Man kann diesen nicht die Krönungen unsrer Fürsten entgegensetzen: denn eines Theils müssen jene weick öfter vorkommen, indem man bekanntermaßen geru alte schwache Päpste wählt; andern Theils — gehet es dabey auch etwas scheinbarer und statlicher zu, wovon nur hier die Rede ist.

in Beyspielen, da ich mich gar nicht überzeugen kann, daß bey dieser Nation — wie sie nun jetzt ist — ein namhaftes Uebermaas unangewandter Kräfte, die thätig seyn wollen, da sey. Der ungeheure Luxus, besonders der Hauptstädte, mit seinem Gefolge, den Ausschweifungen aller Art, hauptsächlich den wollüstigen — scheint mir, andere Ursachen jetzt verschwiegen, ihr eine Trägheit eingemipft zu haben, eine Erschlafftheit, die ihnen kaum Kraft und Thätigkeitstrieb genug übrig läßt, sich ihre — oft so elende Nahrung und Kleidung zu erwerben; und — Figura wird meine Meynung bestärken. Denken Sie sich nur dies Land, wie Sie es selbst sahen, und nicht, wie wir es uns — als Wohnort der ehemaligen Helden der Freyheit, als Sammelplatz der Künste, und der Schätze der Welt — zu denken nur allzugeneigt sind, und ich glaube Sie geben mir Recht: diese Ursache ist dort nicht vorhanden, also auch ihre Wirkung nicht! —

Doch ich komme von einer Abschweifung, die nur Ihre Freundschaft und meine Absicht einen Brief zu schreiben, entschuldigen kann,

zurück, und führe Sie auf eine zweyte Ursache der vorsätzlichen Beschädigung öffentlicher Kunstwerke besonders in Deutschland. Nur bitte ich zu bemerken, was ich hätte voraussetzen sollen: daß alle diese Ursachen, nicht einzeln — diese hier, jene dort — sondern daß sie überall gemeinschaftlich mir zu wirken scheinen — wenn auch die eine oder die andere hier mehr, dort weniger regsam seyn sollte.

Ich erwähnte vorhin schon eine gewisse Erbitterung gegen die Obrigkeiten; ich setze hier noch hinzu: und gegen Vornehme und Reiche überhaupt — und finde eben darin die neue Quelle des Unfugs, von dem die Rede ist. Der Mensch, der noch nicht zu hoher Geisteskultur gelangt ist, hält Reiche, Vornehme, Mächtige, schon als solche, für glücklich, und den, der nicht reich, vornehm und mächtig ist, schon als solchen, für unglücklich — wenigstens für unglücklicher, als jenen. Hier drängt sich nun die Frage in ihm auf: Warum ist der reich und du arm? der vornehm und du unbedeutend? der mächtig, und du nichtsvermögend und schwach? Seine Wor-

valt;

realisten führen ihm zu Gemüthe, die mit Recht
 willführliche Schaltung der Vorsehung mit dem
 Ahrigen; die menschlichen jener Lehrer wieder
 holen ihm den Beruhigungssatz: es müssen
 nun einmal Reiche und Arme, Vornehme und
 Geringe, Gebietende und Gehorchende in der
 Welt seyn. Jedoch dies hebt die Frage noch
 nicht bey ihm auf: Warum bin ich nicht der
 Reiche, und jener der Arme &c. und der Ge-
 gensatz: „so würde ein jeder mit gleichem Recht
 sagen“ — bringt bey dem, der die äußern Gü-
 ter nur an sich schätzt, nichts hervor, als höch-
 stens eine gewisse misanthropische Resignation; öfters
 nur ein finsternes Stillschweigen, das nichts we-
 niger als Zufriedenheit ist. Tritt nun aber der
 Fall ein, daß der Reiche nicht nur weit mehr
 als der Arme, sondern daß er alles, dieser
 nichts hat; daß der Vornehme alles gibt,
 der Geringe nichts; daß der Gebietende alles
 vermag, der Untergebene nichts; kommt nun
 etwa noch hinzu, daß der Reiche ungerecht und
 übermüthig gegen den Armen, der Vornehme
 Hochmüthig und wegwerfend gegen den Gerin-
 gern, der Gebietende drückend und menschenfeind-

lich gegen den Untergebenen ist: so gehet jene
 Resignation, jenes Stillschweigen, in Unwillen
 — in immer lautern, thätigern Unwillen über.
 Will es nun das Verhängnis, daß dem Neider
 manche Schwachheiten des Kopfes und Herzens
 des Veneideten bekannt werden — was denn
 wohl nicht fehlen kann: so gesellet sich hierzu
 noch der Gedanke — mag er nun gegründet oder
 ungegründet seyn: „Du würdest an seinem
 „Platze anders seyn! Du würdest seinen Posten
 „würdiger begleiten! seine Stelle besser besetzen
 „u. s. w.! Und dennoch hat er alles, du
 „nichts! vermag alles, du nichts! Nicht ein-
 „mal ihn zu stören in dem Genusse seiner An-
 „massungen! Nicht stören — ? warum denn
 „nicht — ?“ Er sinnet also darauf, wie er gleich-
 sam die Ungerechtigkeit des Schicksals rächen,
 seiner Erbitterung wenigstens einige Lust schaf-
 fen, sich nur einigermaßen — wie er glaubt —
 schadlos halten könne. Von öffent-
 lichen Unternehmungen gegen das eingebildete
 Glück der Veneideten schrecken ihn Gesetze und
 Strafen ab — oft auch wohl nur wohlthätiger
 Mangel an Unterstützung von Andern seines
 Sin-

Sinnes, wohlthätiger Mangel an revolutionistis-
schen oder anarchischen Gemeinsinn; er sucht sich
also heimlich genug zu thun, wo er hoffen darf
am leichtesten unentdeckt zu bleiben, und wobey
er keine Unterstützung Anderer braucht. Nun
sind allerdings in unserm Vaterlande bey weitem
die meisten Kunstwerke Eigenthum der Reichen,
Vornehmen und Großen; fast nie, wie in Ita-
lien, Nationalschatz, gemeiner Reichthum: sie
werden also von dem Erbitterten verletzt, be-
schädigt, zerstört, um die Veneideten in den
— jenen Vorstellungen nach, unrechtmäßigen
Besitzungen, und in deren unverdienten Genuß
zu stören.

Ich fürchte nicht, meine Freundin, Sie
hierdurch zu beleidigen. Ihr eignes Bewußt-
seyn muß Ihnen sagen, daß Sie unter die
Gattung Reicher und Vornehmer nicht gehören,
von denen ich zuletzt sprach: Daraus folgt aber
nicht, daß Sie nun auch von jenen Aeußerun-
gen des Meides und der Erbitterung frey seyn
mußten! Denn unterscheidet der Mensch ohne Bil-
dung und voller Vorurtheile die Individuen?
sieht er nicht überall nur die Art? also im

Reichen nur den Reichen, im Vornehmen nur den Vornehmen? und setzt er nicht die Fehler vieler Individuen bey der ganzen Art voraus? — Einen Vorwurf fürcht' ich also hier nicht, wohl aber eine Einwendung, und zwar diese: daß ja doch auch Kunstwerke öffentlich beschädiget würden, die zum gemeinen öffentlichen Gebrauch bestimmt, und als Eigenthum des Volks betrachtet werden könnten, wie z. B. Gartenanlagen, öffentliche Spaziergänge und ihre Verzierungen etc. Hingegen bemerken Sie, daß diese denn doch wieder von Mächtigen, Vornehmen und Reichen angelegt und errichtet sind, und also vom Volke dennoch als deren Eigenthum betrachtet werden; ja, daß oft noch der hier und da allerdings wahre und über das dürstige Volk so außerordentlich viel vermögende Gedanke hinzukömmt: es ist ja doch aus eurem Beutel! und Vorstellungen — wie: daß solche Anwendung eines Theils der Abgaben eine sehr edle sey, berechnet auf den Nutzen und das Vergnügen der Bürger; auf Versorgung vieler ganz Armer, die daran Arbeit fänden und sonst verwildern, hetteln oder

seyh:

stehlen würden — u. d. gl. alle solche Vorstellungen vermögen über den Hungerigen nicht viel! —

Sie, wertheste Freundin, werden freylich wohl fortfahren: „Aber die Kunstwerke des Alterthums wurden doch auch von Mächtigen, Großen und Reichen errichtet — in Rom namentlich von den noch überdies gewöhnlich so tyrannischen Kaisern; wie kommt es, daß man nichts von jenem Unfug in ihren Zeiten weiß?“ — Ich will darauf nicht dringen, daß wir doch wohl so kleine Details der Geschichte jener Zeiten nicht haben, und daß man denn noch hier und da — aber freylich bey besonders Veranlassungen — etwas Aehnliches findet; aber das erlauben Sie mir zu erwähnen, daß die Römer von den Zeiten Augusts an auf einem solchen Grade der Geschmackskultur standen, daß ihnen jedes würdige Werk der Kunst ein Heiligthum an sich selbst war; dabey war ihr sittlicher Charakter durch ungeheuren Luxus und ungemessne Ausschweifungen schon so geschwächt, daß bey den meisten an kein Uebermaas von nach Thätigkeit strebenden Kräften zu gedenken war;

und wo es sich vielleicht noch fand, da sorgten ihre Beherrscher, durch unaufhörliche angenehme Beschäftigungen des Volks, durch große Volksfeste und hinreißende Schauspiele aller Art — hinlänglich dafür, daß jene Kräfte nicht den Weg gegen sie nehmen, sondern hier Befriedigung finden mußten; der ungeheure Reichtum, der in das alte Rom, durch Unterjochung und Plünderung so vieler fremder Nationen und Provinzen zusammen gestossen war, machte überdies, daß man den Aufwand, den jene Anstalten für die Kunst verlangten, gar nicht fühlen konnte — — kurz, es war im alten Rom so wenig wie bey uns, als es — Gott sey Dank! im neuen wie bey uns ist.

Ohne übrigens den mindesten Theil der Bitterungsgabe der Alloys. Hofmann's, und Hoffstetter zu haben, scheint es mir doch, als ob die neuesten Weltbegebenheiten, von denen doch auch der gemeinste Pöbel etwas hört, die er, bey seinem großen Mangel an wahrer Aufklärung, so ganz und gar nicht verdauen kann — diese Ursache der vorsätzlichen Beschädigung öffentlicher Kunst

Kunstwerke heutiges Tages noch weit allgemeiner und regsamer gemacht haben.

Daß diese jetzt angegebne Ursache jenes Unfugs zu allgemein sey, sich auch auf andere Nationen beziehe, wäre ein zweyter Einwand; hiez von gestehe ich die Sache gern zu, glaube aber in dem, was ich schon von Dritten und andern Völkern gesagt habe, einen Ableiter derselben auf andere Aeußerungen gefunden und angegeben zu haben, über den mehreres hiez zu sagen nicht nöthig wäre.

Die dritte Ursache der vorsätzlichen Beschädigung öffentlicher Kunstwerke erlauben Sie mir Ihnen ins Ohr zu sagen, weil sie etwas anmaßend, lieblos und absprechend von meiner Seite — mit einem Worte, etwas jugendlich klingt. Doch mag es — wenn es nur wahr ist! Meine Meynung ist nehmlich: Es giebt in der That noch allzuviel Barbarey — Mangel an Empfindung und Kultur in Ansehung der Kunst unter uns, besonders unter den Ständen, die sich solchen Unfug am meisten erlauben. In Rom führt uns der zerlumpteste Straßenbettler zu dem Kunstwerke, wonach wir

ih

ihn fragen, und erzählt uns unter Weges manches gar nicht Unwahre von seinem Charakter, von seinen Vorzügen, von seinem Meister u. d. gl. Unter uns findet sich, unter den weit wohlhabendern und angesehnern gemeinen Ständen, die auch in mancher geistigen Rücksicht namhafte Vorzüge vor jenem haben — doch auch fast keine Spur von Geist und Sinn für Kunst und ihre Werke, keine Spur von Schätzung und Liebe dafür — Wenn man denn in einer Venus nichts siehet, als ein ausgekleidetes Weibsbild, in einem Vulkan nichts als einen Schmiedeknecht — also vielleicht in beyden, etwas seines Gleichen; so verschont man sie auch nicht mit seinem unartigen Witz! Wenn man in der vortrefflichsten Gartenanlage nichts siehet als einen Platz mit Bäumen hier und da, — und mit Teichen und steinern Männern — warum sollte man damit säuberlich verfahren? wenn man in den schönsten Schöbblingen feltner Gewächse keinen großen Unterschied von Distelköpfen bemerkt, so schlägt man sie wie diese herunter, und die heiligsten, einsamsten und schaurigsten Hütchen und Grotzen sind, dann nichts, als Gelegenheiten zu pöbel:

pöbelhaften Unsittlichkeiten, wo man sich kein Gewissen macht zu thun, was die Umstände erlauben.

Es scheint dies hart und lieblos gegen diese Stände gesprochen: aber ich mache es sogleich wieder gut, durch die Frage: Woher sollen sie denn Kunstgefühl haben, da es unter Höhern bey uns noch so selten ist? — Wie viel Städte muß man nicht durchreisen, ehe man einen wahren Kunstkenner findet? ja, wie viel geistreiche und wirklich geschmackvolle Liebhaber trifft man denn unter uns an — beydes vergleichsweise mit Italien, England, dem ehemaligen und hoffentlich zukünftigen Frankreich? — Mit der Musik ist es allein anders: *)

Künste

*) Anmerkung.

Woher mag es kommen, daß eben diese Kunst von den Deutschen so vorzüglich kultiviert, geschätzt und — bezahlt wird? Man giebe vielleicht die Allgewalt derselben über das menschliche Herz, indem sie unmittelbar auf dieses wirkt, als Ursache an: allein daraus würde ihre Prärogative bey allen Menschen folgen; woher diese aber bey den Deutschen so ganz ausgezeichnet? Sollte die jetzt so ungeheure Menge der Werke der niedern Kunst, die

mehr

Künste angeht, im Argen? Auf ein wenig Schwachen über Correggio's Magdalena und Titians Venus im Dresdner Cabinet um einen Theil

mehr auf die Füße berechnet scheint, und zu deren Verständnis nichts als ein Ohr gehört, hievon Ursache sehn? vielleicht verbunden mit der Wohlfeilheit, mit der man sich, im Vergleich mit andern Künsten, doch immer ihren Genuß verschaffen kann? Gewiß ist aber wohl, daß die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, mit der man sich — einspielen lernt, und also sich selbst einiges Vergnügen der Art machen kann, (wobey man das Föhlernhafte nicht so leicht bemerkt, indem man das Ausgedruckte — die Empfindungen — nicht so deutlich, wie etwa das Gezeichnete mit dem Gegenstande in der Malerey zusammen halten kann —) viel bey allen Menschen dazu beyträgt. In Deutschland kommt noch dazu, der jetzt so herrschende Geschmak an deutschen — Opern oder Operetten (eigentlich keines von beyden), die man erst wegen ihrer Burleskerieen schätzte, und die Musik als Nebenfache mit hinnimmt, nach und nach sich mehr für diese interessieren lernt und von dieser niedern, allmählig zur höhern Musik emporgezogen wird; und endlich, was vielleicht die Hauptsache ist — das Glück, Männer, wie Haydn, Mozart und andere zu Landknechten zu haben, die die Kunst allen etwas, und den meisten sehr viel zu werden, in einem vorher vielleicht noch nie erreichten Maasse befaßen.

Theil der Elbe herum; auf einige Deklamatio-
 nen über die niederländische Schule an den Ufern
 des Rheins; auf einen Heft antiquarische Dem-
 onstrationen über den Vatikanischen Apoll und
 den Farnesischen Herkules auf Universitäten —
 kömmt es doch gewiß nicht an. Jedoch man
 kann noch weiter gehen und zugeben, daß solch
 Schwachen doch wenigstens ein Geschmak haben
 oder ankündigen wollen anzeigt — und, so
 äußerst wenig das ist, so ist es doch etwas:
 aber bey wie vielen entdeckte man denn, bis vor-
 gar nicht langer Zeit, auch nur dies wollen?
 besonders in den unserm Zweck zunächst angehen-
 den Künsten, der Bildhauerey, Architektur
 und Gartenkunst? Hierzu kömmt, daß die Unter-
 stützung und Beförderung dieser Künste beson-
 ders, allerdings mit namhaftem Aufwande ver-
 bunden ist; die wenigen wahrhaftigen Kenner
 und die gebildetsten Liebhaber unter uns werden
 Sie aber gemeiniglich unter solchen Personen
 finden, die diesen Aufwand nicht machen können,
 da im Gegentheil der Abgott wenigstens von
 zwey Drittheilen derer, die dies könnten, das
 an sich unschuldige Metall ist, vor dessen Nam-
 men

men der Menschenfreund besonders heutiges Tages erschrecken möchte — Gold! Diese ihre Anbernung hielt sie nur theils ab, sich Kunstkenntnisse und Geschmak zu erwerben — und dann thun sie gar nichts für die Kunst und rümpfen bey dem bloßen Namen Aesthetiker oder Künstler mit aufgeworfnem und mitleidig zur Seite gebognem Haupt die prunkenden Nasen; aber ihre Eitelkeit erlaubt ihnen doch in einigen müßigen Stunden mit einigen Werken der Kunst zu spielen, und dann gehören sie höchstens unter jene Wollenden: allein diese ihre kleine flüchtige Neigung ist nicht stark genug die Reize jenes Metalls aufzuwiegen — sie thun also wohl etwas: aber es darf nicht viel kosten! darf nicht ins Geld laufen — wie sie sprechen. Daher denn ihre englischen Gärten, die man in einer halben Stunde um: und durchgehen kann! daher ihre Statuen; unter die man schreiben möchte, was sie vorstellen sollen u. s. w. u. s. w. Jedoch es giebt freylich auch hier und da einzelne unter dieser Klasse, die etwas namhaftes auf wahre Kunst und ihre Werke wenden können und wollen: —; allein wie wenig giebt es wie-

der

der unter dieser kleinen Anzahl Leute, von den
 Gesinnungen einer Frau von H — ? Verschlie-
 ßen sie nicht meistens ihre Sammlungen, ihre
 Gärten und lassen sie nur von „Leuten von
 Stande“ bewundern? Was bekommt also der
 gemeine Mann — was bekommt der Bürger,
 das Volk, ja was bekommt sogar der arme
 Studirende von Werken der Kunst zu sehen?
 Nichts, oder doch fast nur kleinliche Asterpro-
 duktionen derselben! Und daran soll er seinen
 Geschmack bilden? dagegen soll er Ehrsucht
 fühlen? die sollen ihm heilig und unverletzlich
 seyn? die sollen ihn aus seiner Barbarey rei-
 ßen? seinen Geist zum Entdecken des Schönen
 erheben? sein Herz zur Empfindung und zum
 Genuß desselben empfänglich machen? — sie,
 an denen nichts Schönes ist? — Ja, ich bin
 geneigt, noch weiter zur Entschuldigung der Ge-
 schmacklosigkeit und Rohheit für die Kunst — bey
 den ärmern Ständen zu gehen. Wodurch bil-
 dete sich der Kunstgeist unter allen Ständen der
 alten Griechen, die doch erst Barbaren, so gut
 oder so schlimm, als unsere Stammväter, wa-
 ren?

ren? Ich gebe gern zu, daß mehrere Neben-
 umstände bey diesen mitwürkten, um ihnen jenen
 Vorzug zu geben — wohin ihr Himmelsstrich,
 ihre Staatsverfassung, ihre schönere Natur,
 ihre Geschichte im Ganzen und ihre Schicksale
 im Einzelnen, ihre frühen Künstlergenie's,
 die besonders für das Schöne arbeiteten u. d. gl.
 gehört — : aber das hauptsächlichste und wirk-
 samste war doch wohl dies. Die Gegenstände
 ihrer Kunstwerke waren auch für den Rohesten
 und Unwissendsten verständlich und interessant:
 denn sie waren aus der Religion und Vaterlands-
 geschichte geschöpft. — dies war zwar ganz
 besonders der Fall bey ihren Werken der bildens-
 den Künste und der Dichtkunst im ganzen Um-
 fang: aber umschlingt nicht das schwesterliche
 Band alle Musen? und wer sähe z. B. die nahe
 Verwandtschaft der Gartenkunst mit der Lands-
 schaftmalerey; der Schauspielkunst mit der bil-
 denden Kunst nicht ein? wem entginge sodann
 ihre Schwesterschaft mit der lyrischen Tanzkunst
 u. s. w.? Hier hatte also der Inhalt, der
 Gegenstand des Werkes, da er gemeinverständ-
 lich

lich war, an sich u. zuerst für die niedern unangebildeten Haufen Interesse, ohne daß sie viel von Form und Darstellung empfanden. Allein indem sie diese schönen Formen und Darstellungen um des interessanten Inhalts willen oft sahen, schärften sich ihre Augen, bildete sich ihr Gefühl, entwickelte sich ihr Geschmak auch nun der Bildung. Bey uns ist an das alles ganz anders. Unsere Religion, je reiner — je vernunftmäßiger und moralischer sie gelehrt u. angenommen wird, desto weniger wird sie fruchtbar für die Kunst, indem sie sich in ihren Sätzen über Sinnen und Phantasie aufschwingt. Sie lehrt uns die Gottheit kennen als den unendlichen Inbegriff aller möglichen Vollkommenheiten; der Griechen theilte diese, und schrieb jeder einzelnen Gottheit eine besondere Vollkommenheit zu; diese ausgenommen blieb sie menschlich und gab ihm Stoff zu einem schönen, erhabten, idealischen Menschenbilde ich will sagen: zu einem Menschenbilde von Vollkommenheit an sich, wie die Natur zwar, aber äußerst selten hervorbringt, das aber noch durch irgend eine hohe Geistesvollkommenheit,

die ihren Hauptcharakter ausmacht und durch ihr ganzes Wesen strahlt — erhoben wird. Je würdiger wir uns die Gottheit denken wollen, desto mehr müssen wir jede Spur, jeden Zug menschlicher Schwäche an der Vorstellung von ihr verlöschen — das heißt, wir dürfen nichts von ihr in unsern Sinnen und in unserer Phantasie aufkommen lassen, folglich nichts, was Stoff für die Kunst darböte. Dies zu beklagen wäre eben so widersinnig, als zu beklagen, daß sich im ausgebildeten Mann der Geist für seine Kinderspiele verlohren hat. Aber die Kunst leidet doch immer dabey, und ganz besonders das durch, daß ihre Werke einen Hauptreiz für alle s Volk verlohren haben.

Hier wage ich es, Ihnen ein Wort der Heterodoxie zu gestehen, und einige Künstlerkezerreyen wenigstens anzudeuten, die sich nur allzustark in mir aufdrängen. Bey Ihnen darf ich doch wohl nicht fürchten verlacht zu werden! Da das Interesse des Borgestellten bei unserer Stellung so wenig genährt wird; warum bedienen wir uns nicht der Gegenstände der neuern Zeiten?

sanders der vaterländischen Geschichte, um durch öffentliche Darstellungen aus ihr die Aufmerksamkeit des Volks zu halten und es zum Kunst- und Schönheitsgefühl allmählig zu erziehen? (Von dem großen moralischen und politischen Nutzen, den dies haben würde, schweig' ich hier.) Was gehet, aufrichtig gesprochen, dem gemeinen Mann dein Jupiter an? Er kennt ihn nicht! er skandalisirt sich wohl gar an den Vltzen in seiner Hand — wenigstens hat er in seinen Augen nichts, woran er seinen Muthwillen oder seine Erbitterung nicht auslassen dürfte: für die Darstellung nehmlich hat er noch keinen Sinn, und das Dargestellte geht ihn nichts an. Aber stelle an dessen Platz Friedrich den Großen von Preußen — diesen kennet, bey diesem verweilet er ehrfurchtsvoll, von diesem erzählt er seinem horchenden Weibe — „Dieser war aber nicht schön genug —!“ Ob denn jener alte etrusische König deinem Jupiter geglichen hat —? „Hier machen ihn die Attribute — Kennlich!“ — O, sollten unsere jetzigen Künstler so ganz ohne Dichtergeist seyn,

um nicht auch für die Helven der Nation solche allgemein verständliche Attribute auffinden zu können? — Sodann — ist denn Schönheit im engern Sinn der einzige, oder auch nur der höchste Zweck aller Kunst? Ist dieser nicht Erhaltung der Empfindsamkeit überhaupt in uns Menschen, in denen man diese so gern ausrotzen möchte? — Empfindsamkeit, ohne die doch nichts unsrer höhern Natur würdiges geschehen kann? — Aber ich will auch hier nachgeben: stelle lauter — auch in der Wahrheit schöne Figuren auf: warum wählst du aber z. B. statt der heroischen Juno nicht Katharinen von Rußland? statt der unglücklichen Kleopatra von Aegypten nicht die gleichfalls durch eignes Verschulden unglückliche Antoinette von Frankreich? statt der kriegeriſchen Wiernera Charlotten Corday? u. s. w. Auch Luther wäre ein schöner Mann, auch Wilhelm von Oranien, auch Themastius; Stanislaus August von Polen, La Fayette, Karl Herzog von Südermannland, Kosciusko sind es auch — ich verschweige die Namen mehrerer noch lebenden allgemein bekannten und allgemein interessanten Personen der neuesten

bei

besonders der vaterländischen Geschichte, um allen
 Schein von Schmeicheley zu vermeiden — Was
 rum stellst du diese nicht öffentlich auf? Auf-
 merksam stünde der gemeinste Handwerker vor
 ihnen, erinnerte sich ihrer wichtigen Geschichte
 und scheute sich wahrlich ihr Bild zu verletzen;
 ja, du würdest — außer manchem andern Gu-
 ten das dadurch gewürkt würde — seinem Geist,
 wie der Grieche durch Aufstellung seiner Hel-
 den und verdienten Personen an seinen Mits-
 bürgern that — nach und nach durch das Vor-
 gestellte auch für die Vorstellung interessieren;
 ihn auch hierdurch zur Empfindung, zur Kultur,
 zur Humanität erziehen! Wende mir nicht ein,
 daß ich durch Anführung einiger Regierenden
 meiner obigen Bemerkung, von jener Bitterkeit
 eines Theils des gemeinen Volks gegen sie, wi-
 derspreche! Ich führe diese Personen nicht so
 wohl an sich an, als vielmehr nur um mich
 deutlich zu machen — den Einzigen etwa
 ausgenommen, für dessen Unverletzbarkeit ich
 mir denn doch, wenigstens in den Kreisen von
 Deutschland, die die Donau nicht berührt, zu

stehen getraue! Und da unser Sinn für ge-
 meine Bürgergröße und Bürgertugend sich erst
 bildet, da unsere Publicität erst anfängt auf
 diese Erscheinung und ihre Bekanntmachung un-
 ter allen Ständen Rücksicht zu nehmen, und ich auch
 den kleinsten Schein von Schmeicheley der —
 wie mich dünkt — guten Sache nicht schaden
 mochte: so fehlte es mir an andern von mir
 eben so entfernten Personen. Solltest du
 in Sorgen seyn wegen deiner Katharina, oder
 Antoinette: so wähle andere Beispiele — je
 vaterländischer, je provincieller, je heimi-
 scher, desto besser — und behalt nur meine
 Idee! — Laß du dabey deinen Künstler im-
 mer nicht blos — meinetwegen nicht einmal
 hauptsächlich — treffen; laß ihn immer
 verschönern und idealisieren, damit sein Genie
 Spielraum bekomme; — Trappereie, Verzies-
 rung bleibe ihm ohnedies überlassen und sein
 Gefühl, wie seine Vernunft, wird ihm rathen
 hier bei dem Antiken zu bleiben; die Attribute
 beschäftigen seinen Dichtergeist — — doch,
 wertheste Freundin, wo gerathe ich hin? in wel-
 che

che Geschwägigkeit über meinen Gegenstand, der, wenn er auch etwas Wahres enthalten sollte, sich doch nur auf einige Künste bezieht? Geschwind lassen Sie mich abrechnen und durch mein nochmals wiederholtes Resultat auf unsern Hauptzweck eintreten: man gäbe durch solchen Inhalt der Darstellungen der Mahlerey und Bildhauerkunst, dem, was in der Seele des Volks seyn, und sie zu jener Unart reizen könnte, eine andere Richtung und zwar zugleich eine äußerst nützliche, und hätte dadurch wieder eine Quelle der vorsätzlichen Beschädigung öffentlicher Kunstwerke und zwar nicht nur der Werke der zuletzt angeführten, sondern aller Künste — vermöge ihres Zusammenhanges unter einander, u. vermöge der Natur des menschlichen Geistes — verstopft.

Endlich lassen Sie sich, gnädige Frau, noch eine Hauptursache jenes Unfugs von mir vorlegen: aber ich will es kurz machen, weil ich nicht gern klage, noch weniger gern lange klage. Man hat wehmlich uns Deutschen seit langen Zeiten

den Vorwurf gemacht — den Vorwurf, dessen
 Gründlichkeit sich nie mehr, als in unsern Taz-
 gen bestätigt hat — : wir ermangelten der schö-
 nen Tugend, die wir an den Bürgern der alten
 Republiken ganz besonders, aber auch an den
 Bürgern manches jetzigen Reichs, besonders an
 den jetzigen Franzosen, selbst indem wir unter
 ihrem Druck seufzen — bewundern — der schönen
 Tugend, für die wir, bis etwa vor acht Jahren,
 nicht einmal einen Namen in unsrer Sprache
 hatten — des Gemeinsumes oder Gemeingeiz-
 ses. Der Grund dieser traurigen Ermangelung
 bei den sonst so edlen Grundzügen des deutschen
 Nationalcharakters, liegt tiefer, als daß ich ihn
 hier auffuchen könnte — wenn anders mein oh-
 nedies langer Brief nicht zum Buche werden
 soll; ich bitte Sie also nur vorübergehend an
 den Gang der Kultur in unserm Vaterlande —
 wobei seine physische und geographische Lage sehr
 in Betrachtung kommen möchte; sodann an die
 Schicksale und endlich hauptsächlich an die
 Staatsverfassung der deutschen Nation zu den-
 ken. Da es mir unmöglich ist, hier alles über
 dies

diesen Gegenstand zu sagen, was ich sagen möchte: so erwähne ich nur mit drey Worten, daß in dieser Ermangelung mir ein Hauptgrund zur Last öffentliche Kunstwerke zu beschädigen zu liegen scheint — ein Grund, der nicht nur ganz gemeine Personen, sondern auch solche zu jenem Unwesen bestimmt, die sich unter die feinern und kultivirtern Klassen rechnen; der also eine Erfahrung mehr, als jene andern Gründe erklärt, und vielleicht diesen allen zur Basis, wenigstens zur ersten Bedingung dienet. Da ein Haupttheil dieses edlen Geistes des Gemeinsinnes in dem Wunsch und Bestreben besteht, das, was zur Ehre der Nation gethan wird — mag es nun von der Nation selbst oder von einzelnen Mitgliedern derselben gethan seyn — als auch für sich gethan zu betrachten, zu schätzen, zu ehren, heilig zu halten; auch kleine Opfer dafür sich gefallen zu lassen oder vielmehr freywillig darzubringen, das Vergnügen — und besonders das zugleich nützliche, zur Vervollkommnung des Ganzen wirkende Vergnügen aller zu befördern; zu dem Ende alles, was zu diesem

sem beyrägt, zu erhalten, zu verschütern, zu vermehren, um dadurch zum Wohlsseyn und zur Vervollkommnung der Nation von innen, zur Verbreitung der Achtung und des Ruhmes derselben von außen beyzutragen, u. s. w. so ist ja natürlich genug, daß, wenn wir so wenig von n Ganz en besitzen, wir auch wenig oder nichts von diesem Theile aufweisen können; — und daß sich also freylich das nicht äußert, was nicht da ist.

Ich gebe Ihnen also zu, meine gnädige Frau, daß unsre Landsleute, indem sie öffentliche Kunstwerke vorsätzlich zu beschädigen pflegen, zeigen, sie haben keinen Gemeinsinn; ich gebe Ihnen zu, daß besonders die niedern Klassen viel tadelnswürdiger Muthwille, und viel schädliche Erbitterungen gegen Reichere, Bornehmere, Mächtigere und gegen ihr Eigenthum und ihre Werke, belebt; daß diese Volksklassen in der Kultur für die Kunst und im Sinn für sie andern Nationen noch weit nachstehen: aber dafür erlauben Sie ihnen auch weniger boshaft zu seyn,

als

als sie Ihnen schienen. Lassen Sie uns immer das — wie ich gezeigt zu haben glaube, oft sehr zu Entschuldigende so lange als Ursache ihrer Handlungen annehmen, als uns nicht alles zwingt, traurigere und mehr darniederschlagende Ursachen und Beweggründe derselben aufzusuchen. Dadurch werden wir auch das über uns gewinnen, daß sich nicht jene unter Gebildeteren gar nicht seltne Verachtung und Erbitterung gegen die gemeinen Volksklassen in unsern Herzen fest setzt, die, besonders wenn wir von ihnen beleidigt, in unsern guten Vornehmen und Absichten gestört und immer wieder gestört werden, sich so leicht einschleicht, und durch die freylich von uns oft sehr schmerzhaft empfundene Langsamkeit des ungebildeteren Theils der Nation, durch seine Empfindungslosigkeit, Beharrlichkeit beim Hergebrachten einzig aus Vorurtheil, ohne sich um ein Warum zu bekümmern — nur allzusehr befestiget wird. Statt dessen arbeite, wer es kann — o des Glücklichen, der das kann! wahrlich nur um deswillen beneide ich ihn!

Ihn! — er arbeite den Ursachen des Argen unter jenen Klassen des Volks überhaupt, und des Argen, von dem hier die Rede ist, insbesondere, eifrig und anhaltend entgegen! eifrig: denn er hat viel zu bekämpfen; anhaltend, denn mancher schlechte will er müde seyn, ehe er sich zum Guten bilden läßt! Wer es kann, gebe jenem Muthwillen, jenem Uebermaas unbestimmter und zur Thätigkeit treibender Kräfte eine edlere — nur keine traurige Richtung! O wahrlich der Geist des gemeinen Volks hat solcher Richtungen schon genug! sie tragen nur allzuviel zur Unwürdigkeit eines so großen Theils von ihm bey! gewiß, gewiß — der froheste Mensch ist immer auch der beste! — Wer es kann, der arbeite jener Erbitterung gegen Reichere, Vornehmere, Mächtigere, eifrig und anhaltend entgegen — und wodurch wird das besser geschehen können, als wenn man den Kernern, Geringern, Untergebenen durch die That beweist, der Reiche, Vornehme und

und Mächtige sey ihm kein drückender, kein ihn herabsetzender u. verachtender, kein ihm schädlicher, sondern ein wohlthätiger und nützlicher Mitbürger? — Wer es kann der Glückliche! — der Sorge, besonders in der Erziehung der Jugend — weil mit den Alten auch hier weit weniger zu machen ist — dafür, daß von mehrerer Aufklärung und von edlern Sinn überhaupt, und daß von jenem Gemeingeist ins besondere wenigstens manches Saamenkorn in die Seelen der jungen Bürger gelegt werde! Es wird Frucht tragen! es wird gewiß Frucht tragen! Und wenn wir diese Früchte auch nicht erleben; uns ihrer nicht erfreuen, sie nicht genießen könnten: so wird es die Nachwelt, die, weniger störrig, weniger undankbar als die Zeitgenossen, die Bemühungen solcher Edlen aufnehmen — fortsetzen — und ihre Asche seegenen wird! —

Nicht wahr, meine Freundin, Sie öffnen nun wieder ihre Gartenthore so weit sie sich öffnen lassen? —

Noch

Noch habe ich mancherlei Vorschläge sehr
 frückend auf dem Herzen, wie und wodurch
 das oben Angeführte wohl am ersten mit
 Erfolg in der Erziehung bewirkt werden könn-
 te: diese lege ich ein andermal Ihrem heils-
 sehenden Verstande und wohlwollenden Herzen
 zur Prüfung vor. Indes bleibe ich stets
 u. s. w.

17
Verordnung und Statuten
der Universität

Das ist die Ordnung und Statuten
der Universität zu Halle
in dem Jahr 1527
auf dem Reichstag zu Speyer
von dem Kaiser Maximilian
bestätigt worden
und durch den
König Christian I.
von Sachsen bestätigt
worden.

Die Universität zu Halle
hat sich verpflichtet
zu sein
die Wissenschaften
zu fördern
und die
Lehrer zu unterstützen
und die
Studierenden zu
unterstützen.



I.
Enthusiasmus und Schwärmerey.

Wien.

Du thust mir Unrecht, Ferdinand, wenn du daraus, daß ich den ehrlichen Luchs*) für nichts als einen Schwärmer im strengen, das heißt, im philosophischen Sinn des Wortes gelten lassen und schlechterdings nicht in Dein Urtheil — Enthusiasmus habe ihn beseelt, — einstimmten will — schliessest: auch ich sey zu der Parthey

R 2

der

*) Anmerkung.

Dieser lebhafte junge Mainzer befand sich bekanntermaßen eben in Paris, als Charlotte Corday, die dem Ungeheuer Marat den Tod gab, hingerichtet wurde, und ward von ihr, besonders von ihrer heldenmüthigen Standhaftigkeit im Tode so hingerissen, daß er in eine Lobrede auf sie ausbrach, die das merkwürdige Mädchen unter die Sterne versetzen sollte, aber nur den Lobredner auf die Guillotine versetzte.

der jetzt in Deutschland moderner Sprache übergegangen, die lächelnd und höhrend, wo nicht verdammend gegen alles, was Empfindung und Gefühl heißt, mit mächtigen Deklamationen zu Felde ziehen. Mein! nein! Gott bewahre mich vor der Philosophie, die mir meine Gefühle weg demonstriert, oder als Schwachheiten, Empfindelichey, fade Nervenpiele wegsportselt! Mag man auch noch so dreist behaupten, sie habe ihren Grund einzig im strengen Denken und Analysiren: ich kann meine Erfahrung noch immer nicht Lügen strafen, wenn sie mir zuruft: sie hat ihr Fundament in dem Stolz und eigensüchtigen, menschenfeindlichen Charakter ihrer hochherfahrenden Vertheidiger. Glaube mir, Ferdinand — noch immer würde ich weinend den verlassen, der mir meinen Glauben an die Worte des Dichters rauben wollte:!

Empfindung ist das göttlichste Geschenk
 Des Himmels, und je mehr dem Menschen ward,
 Je edler wird er, wenn den schönen Strom
 Die herrschende Vernunft im Vert' erhält —
 Die helle Thräne zärtliches Gefühls
 Bey

Beÿ fremder Noth, stürzt nie zu heiß
herab — —

Aber dessen ungeachtet bleibt mir Adam Luchs
Phantast, oder wenn dir's besser, milder
klingt — Schwärmer, und nichts weiter. Ich
sage, um dir die Gründe meines Urtheils anzu-
führen, nichts von seinem Charakter, wie er
sich vor den letzten Jahren seines Lebens zeigte;
ich habe ihn gekannt, aber nicht genau — wer
kennt auch den Andern ganz! überdies können
allerdings Verhältnisse, wie die damaligen in
seinem Wohnorte, die Denkungs- und Sinnes-
art eines Menschen schnell und mächtig ändern!
Aber ich glaube das alles nicht einmal nöthig zu
haben, um mein Urtheil zu begründen: sondern
begnüge mich, Dir meine Gedanken über
Schwärmerey und Enthusiasmus, die
beyde nur allzuoft verwechselt oder fast gleichbe-
deutend gebraucht werden — deutlich aus ein-
ander zu setzen, und hoffe, du wirst dann selbst
in mein Urtheil über jenen Todten — dem übrigens
der Himmel! eine sanfte Ruhe verleihe —
gern mit einstimmen. Es ist mir daran gelegen,
mich ganz zu expektorieren, um jenen empfind-

lichen Vorwurf von mir wegzuwälzen: erlaube mir also etwas ausführlich zu seyn. Meines Erachtens verhält sich die Sache so.

Manche Menschen haben eine besondere Fähigkeit, starke Ideen aller Art in ihrer Phantasie aufzufassen, woraus sich in ihnen ein besonderer Hang zu solchen Ideen entwickelt. Dies ist der Fall der bedeutendsten Menschen. Andere haben diese Fähigkeit und diesen Hang einzig oder doch vorzüglich zu starken sinnlichen Ideen — sie werden durch sinnliche Gegenstände leicht, schnell, lebhaft und gern gerührt; ihr Empfindungsvermögen wird in aufwallende, starke und kräftige Thätigkeit und Wirkbarkeit veretzt bey äußern Veranlassungen, die Andere kaum flüchtig rühren, nie hinreißen.

Von diesen Menschen sagt man: sie besitzen Enthusiasmus, der dann durch die einwirkenden Gegenstände für oder wider dies und jenes bestimmt wird. Ohne sie wird im Guten und Bösen wenig Großes in der Welt gethan, wenn auch noch so viel gesprochen.

So verschieden nun die Gegenstände seyn können, die diese Menschen begeistern und ihr Empfindungsvermögen ist so ungemeiner Regsamkeit fortreißen: so verschieden ist auch der Enthusiasmus. Den Einen begeistert die Natur, den Andern die Kunst, den Dritten das Ideal der Tugend, den Vierten eine Leidenschaft u. s. w., daher: leidenschaftlicher, moralischer, ästhetischer Enthusiasmus u. s. w., und dieser schafft Dichter, Künstler, Helden u. s. w.

Ausschweifender Enthusiasmus ist nun Schwärmerey.

Dies Ausschweifende besteht aber nicht allein, ja zuweilen gar nicht, im höhern Grade der Stärke und Lebhaftigkeit der Ideen und Empfindungen: sondern darin, daß der Mensch dieser Art sich gewöhnt — wohl gar zwingt, unaufhörlich in solchen starken sinnlichen Ideen zu schweben; daß er sich zwingt, nie die Vernunft über sie herrschen zu lassen, vielmehr diese jenen zu unterwerfen; daß er sich zwingt, seine Empfindungen stets in einem ungemein hohen Grade der Lebhaftigkeit in sich zu erhalten;

ren; daß er zu dem Ende auch aus den, von seinem Lieblingsgegenstände entferntesten Dingen, Stoffe und Veranlassungen zu seinen Ideen herden leitet und herauspreßt. Thut er dies oft, so entsteht daraus eine Fertigkeit dies zu bewerkstelligen — es wird ihm leicht, es wird ihm natürlich; nun begreift er nicht, wie man anders denken, anders empfinden könne; hält anders Denkende und anders Empfindende für schwach, gefühllos; verachtet, oder verfolgt sie, oder — sucht sie zu bekehren. Dies ist im Wesen der Schwärmerey aller Art. Als Beispiel und Erläuterung dieses Begriffs von Enthusiasmus sowohl, als von Schwärmerey, diene mir eine der gewöhnlichsten, gemeinlichsten und gemeininteressantesten Veranlassungen zu beyden — die Liebe.

Louis de St. Etienne, ein Jüngling aus einer ansehnlichen Familie, lehret aus seinem Kloster, in dem er für die Wissenschaften erzogen worden war, nach Lion, seiner Vaterstadt zurück. Die Anlagen seines Verstandes sind in der Einsamkeit ausgebildet; die Anlagen seines Herzens sind von dieser nur verstärkt. Er fühlt

fühlte das Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Seine Phantasie maßt ihm oft dieses Glück mit bezaubernden Farben vor Augen; seine Empfindungen sind von Idealen gereizt; oft verlor er sich glücklich in ihrem einsamen Anschauung. Jetzt sieht er Klara. Ihr Anblick erweckt in einem Augenblicke in seiner Phantasie alle Bilder seiner schönen Träume, seiner gewagtesten Hoffnungen. Er hat nirgends Ruhe, bis er sie kennen lernt. Da findet er in ihr ein Mädchen von Verstand und Edelsinn, bald auch — von Härlichkeit für ihn. Er schwört ihr Liebe und Treue, sie erwidert den Schwur: der Bund ist geschlossen. Aber Klara ist arm, er auch; Klara ist geringen Standes, er vornehmern; er ist noch von seiner stolzen Familie abhängig — diese widersteht sich seiner Neigung; er versucht alles, diese Hindernisse seines Glücks wegzuräumen — vergebens! Er harret eine Zeit lang in Geduld und Hoffnung sich ändernder Verhältnisse — umsonst! — Unterdeffen hat er seine Geliebte ganz kennen gelernt; sie hat sich bewährt als ein braves, für sich geschaffenes Mädchen, begabt mit allem Liebreiz der vor-

K 5

treff-

trefflichsten Menschen, und nur mit wenigen ihrer kleinsten Schwächen. Er hat einen sehr verständigen und redlichen Vertrauten; auch diesem schafft er ihre Bekanntschaft, und hört dessen unbestochenes kälteres Urtheil, das mit dem seinigen zusammentrifft. Jetzt bestätigt er seinen Bund. Er siehet das Mädchen seiner Liebe sich in heimlichen versteckten Vorwürfen abhärten, als Ursache seines mannichfaltigen Misgeschicks — jetzt kostet es ein Opfer! Louis bringt es: freudig thut er auf Erbe von Onkels und Tanten Verzicht. Eingeschränkt lebt er nun mit seiner Gattin von dem mühsamen Erwerbe seines Fleißes. Um die Widersacher seines Glücks nicht zu kränken, wählt er sich einen entfernten Aufenthalt; um seine Gattin auch nicht in die kleinste Verlegenheit zu bringen, vermeidet er glänzende Stellen, verläugnet seine Geburt, seinen Rang — sein Weib ist ihm Ersatz für alles, und wär' es für mehreres und von größerm Belang. Jetzt brechen die Tage des Jammers über sein Vaterland herein; Ludwig der sechszehnde ist todt, das Schrecken wüthet in den edelsten Kräften des Reichs. Die Inqui-

No:

fitoren jenes mörderischen Systems kommen auch
 an den Ort seines Aufenthalts. Klara's
 Schönheit hatte einige Zeit vorher einen an-
 gesehnen Bösewicht bezaubert, ihre Tugend
 hatte ihn verächtlich abgewiesen. Die Guch-
 muthige hatte einst in vertrautem Gespräch mit
 einer vermeinten Freundin das harte Schicksal
 des Königs beweint; diese hatte davon gespro-
 chen, jener aufgebrauchte Lüftling hatte dies er-
 fahren: man schleppt das unglückliche Weib vor
 das Revolutionstribunal. Ihre ehemaligen
 Thränen, die sie nicht leugnet, sind ihre An-
 klagen. Louis stehet bebend an ihrer Seite —
 er hört ihr das Todesurtheil sprechen. Er führt
 ihre Sache — vergebens! er wüthet, er tobt,
 er raset! — die Uebermacht reißt sie aus seinen
 Armen. Jetzt stürmt er in das Haus des Ver-
 räthers; wüthend dringt er mit dem Schwert
 auf ihn ein: er will den Tod seines Weibes an
 ihm rächen und dann mit ihr sterben. Der
 Mann hatte so etwas vermuthet, er war vor-
 bereitet: Louis wird fest genommen und in das
 gemeine Gefängnis geworfen. Er erbietet sich
 für sein Weib zu sterben, es wird ihm die
 Ant

Antwort: das sey der Gerechtigkeit, der Freundschaft edler Sanskulotten, zuwider: aber mit ihr zu sterben — das sey das Schicksal, das ihn erwarte. Man bringt ihn des folgenden Morgens auf den Revolutionsplatz an der Loire; seine Augen wählen unter den Mitgefangenen — da erblickt er sein Weib: „Gott sey gelobt! ich sterbe mit dir!“ Der spashafte Prefector des Mordtribunals hört dies kaum, als er sie, nach der Sitte, zusammenbinden läßt; innig umschlingen sie sich, und werden so in die Loire geführt. —

Ich habe die Umstände gehäuft, die den leidenschaftlichen Enthusiasmus hoch spannen mußten: aber er bleibt doch nur Enthusiasmus. Wie sehr er von Schwärmerey unterschieden sey, zeige ein anderes Beyspiel.

Henri d'Argens war ein Jugendfreund Louis's. Als Knabe verrieth er schon, wie jener, Lebhaftigkeit des Geistes, besonders des Empfindungsvermögens. Auch er ward für die Wissenschaften erzogen, aber in dem Hause seines Vaters — eines sehr reichen Edelmanns. Henri war der Sohn der ersten Gemalin seines

Waters; die dieser hatte aus Zwang heyrathen
 müssen und die er, so lange sie lebte, gehaßt
 hatte. Nach ihrem Tode fiel sein Haß auf
 Henri. Tyrannisch unterdrückt, einsam, mit
 Arbeit, die weder seinen Anlagen noch Jahren
 angemessen war, überfüllt, übersehen, verach-
 tet, unter körperlicher Strenge und erniedrigend:
 den Strafen — wächst er auf. Er süßt Ab-
 schen gegen ernsthafte Wissenschaften, weil ihn
 sein Tyrann dazu zwingt; was Kindesliebe ist,
 hat er nie gesehen? was Vaterliebe ist, nie em-
 pfunden. Sein Kopf trägt sich mit Planen zu
 entlaufen, und dann — bald sich in Wäldern
 und Klüften anzubauen, bald sich einschiffen
 und auf eine wüste Insel sich aussetzen zu lassen.
 Er fliehet die Gesellschaft und wird von ihr nicht
 vermißt; er wird von den Menschen verachtet
 und lernt sie hassen. So wird er zum Jüng-
 ling, und die Neigungen des Geschlechts —
 erhöht durch heimliche, aber deshalb nur desto
 begieriger verschlungene Romanenlektur —
 glühen mächtig in ihm auf. Indes stirbt sein
 einziger Bruder, der ihm des Vaters Liebe ge-
 raubt hatte, und dieser bedünkt, aus Bedürf-
 nis

nis doch Jemand unter den Seinen näher um
 sich zu haben, günstigere Gefinnungen gegen
 Henri. Der Vater wünscht seine Familie er-
 halten, sein Geschlecht fortgepflanzt zu sehen;
 erklärt seine Meynung dem Sohne und ermun-
 tert ihn selbst sich unter den Mädchen seines
 Standes eine würdige Gattin zu erwählen.
 Der Jüngling mit seinem Liebesdrang findet
 bald ein Geschöpf, das er für die Göttin seiner
 Wünsche erkennt; das Mädchen hatte den
 schwermüthigen Einsamen längst bemerkt; dem
 reichen und vornehmen Edelmann wurde es
 leicht, Zutritt bey seiner Angebeteten zu erlan-
 gen dem schönen und interessanten Liebhaber würde
 es fast nicht schwerer Gegenliebe sich zu erwer-
 ben. Er erklärt sich gegen seinen Vater, dieser
 billigt seine Wahl, und dies stellt die äußere
 Harmonie zwischen beyden noch mehr her.
 Mehr als äußere Harmonie mag der Vater
 wahrscheinlich — und der Sohn gewiß
 nicht: ja auch diese thut dem letztern heimlich
 mehr wehe als wohl. Unterdessen ist sein
 Freund Louis wieder in seine Vaterstadt zurück-
 gekommen, und jetzt ereignen sich die ersten Vor-
 fälle

falle in dessen Liebesgeschichte. Henri siehet
 stutzt! „hier ist ätherisches Wesen, hier dichter
 „rischer Geist! bey dir alles so natürlich, so
 „regelrecht, so profanisch, so allträglich!“ Er ist
 mürrisch, er ist unzufrieden — Hindernisse will
 er und Schwierigkeiten! Heimlich ahndet er das
 Alberne dieser, sich selbst nicht laut gestandenen
 Wünsche, und um sich dieses unangenehmen
 Gefühls zu entledigen, fängt er an zu kritteln
 und zu vergleichen zwischen der bisherigen Ge-
 bieterin seines Herzens und zwischen der Ge-
 liebten seines Freundes. Da er bey der letztern
 Vorzüge entdecken will, so entdeckt er sie bald
 und nach und nach immer mehrere; die alte Ey-
 bitterung gegen seinen Vater unterstützt seinen
 Grübelgeist — endlich siehet er in seinen An-
 gelegenheiten nichts, als einen sein angelegten
 Plan vom Vater, ihn nach seinen Wünschen
 — bald nach seinen Capricen zu verheyrat-
 hen. Nun vernachlässigt er seine Verlobte.
 Er erzwingt erst von sich selbst Gleichgültigkeit
 gegen sie — bald wird diese ihm natürlicher.
 Da siehet er einst in der Messe ein Mädchen vor
 sich knien; ihre schöne Gestalt, ihr reizendes
 Wes

Benehmen bey den zauberischen Ceremonien ih-
 rer Religion; ihr andächtig niedergeschlagenes
 Auge, ihr geschmackvolles und dabey etwas
 ärmliches Gewand — reiße ihn hin, entzückt
 ihn. Er folgt ihr nach, und erfährt freudig
 ihren gemeinen Stand, ihre Dürftigkeit. „Das
 ist das Mädchen, das die werden soll, was
 Klara ihrem Louis ist?“ ruft er aus. Er
 drängt sich ihr auf, erweckt Leidenschaften für
 sich, schwebt in Wonne, und bringt nun seine
 ganzen Tage bey ihr zu, und so, daß es be-
 merkt werden soll! Sein Freund erfährt
 es. Er bemühet sich Gearethen kennen zu ler-
 nen, und findet in ihr nichts, als ein schönes,
 listiges und kokettes Mädchen, dem vielleicht
 nur der reiche Erbe die Augen blendet. Er
 sucht Henri auf — dieser vermeidet ihn; end-
 lich zwingt ihn jener, ihm Rede zu stehen. Louis
 gehet leise, gehet schottend und behutsam —
 Henri glühet und tobt; der Freund vergleicht
 die verlassne Geliebte mit der neuen, macht ihn
 auf die offenbare Geistesarmuth der letztern im
 Vergleich der erstern aufmerksam; beschwört ihn
 zu bedenken, wie schrecklich er einst wird bemer-
 ken

ken müssen, was er jetzt nur nicht bemerken will; beweist ihm, daß Jeanette schon mehrere Liebhaber hatte und zwar nicht vom strengsten Ruf — — verächtlich schweigt Henri, und geht und prahlt nun desto öffentlicher mit der Gebieterin seines Herzens. Im Anfange muß' er sich überwinden, manches nicht zu bemerken, was er sahe, und wieder manches zu sehen, was nicht da war: jetzt ist's ihm natürlich. Jeanette ist offenbar ein Engel. Ihr Bild ist das einzige, was er nun sehen will, und — siehet. Sein Freund drängt sich mehrermale zu ihm — er hört ihn nicht; Schmeichler will er, und findet sie. Seines Mädchens Namen hört er nun im Gesang der Nachtigall; ihre Gestalt glänzt ihm in jedem Thautropfen des Sommermorgens entgegen; Jeanette siehet mit Sternen geschrieben an den Gewölben des Himmels. Er entwirft Plane über Plane, wie er sich der erwünschten Wuth seines Vaters — wenn dieser seine Geschichte erfahren wird — entgegenstellen will; er freuet sich der Opfer, die da zu bringen seyn werden! heimlich entzückt ihn auch das Urtheil der Welt, das ihn

verachten — das ihn verkennen wird, sagt er; noch heimlicher sogar das Sehnen und Trauren der verlassnen Braut. Jetzt gelingt es seinen Bemühungen: sein Vater erfährt seine neue Verbindung. Er läßt ihn kommen. Nicht aus Liebe zum Sohne, sondern aus Klugheit und Sorgsamkeit für eigne Ehre und für seine Familie, leitet er ein behutsames schonendes Gespräch ein. Kaum merkt Henri, wohin das will, als er kurz und brausend gegen ihn auftritt; bitter von den Verhältnissen zwischen ihnen, verächtlich von den Hoffnungen auf künstige Vortheile von ihm, wegwerfend von den Rücksichten auf Stand, auf Urtheit der Welt, auf Jeanettens ehemalige Lebensweise spricht. Der kluge Vater läßt ihn austoben, bleibt ruhig und erwidert gelassen: daß er sein unwürdiges Betragen einer schnell aufbrausenden Leidenschaft gern verzeihe — — Ha! wie kränkt, wie erbittert das den Sohn! Er will Verwünschungen! verstoßen will er seyn! man soll versuchen ihm seine Geliebte mit Gewalt zu entreißen! durchschlagen will er sich für sie. — — —

Doch

Doch ich sehe, lieber Ferdinand, daß ich mich beynah in einen förmlichen empfindelnden Roman verirret hätte, daß ich mit meinen Beyspielen vielleicht Dir schon ein Lächeln abgezwungen habe, und daß auch von Henri schon genug gesagt ist, um ihn zu charakterisiren. Die Parallele ist nun leicht gezogen. Den ersten Liebenden belebt leidenschaftlicher Enthusiasmus, den zweyten leidenschaftliche Schwärmerey. Der erste empfindet für einen allerdings würdigen Gegenstand: der zweyte für einen, bey dem dies wenigstens zweifelhaft ist; jener fand ihn, dieser suchte ihn; der erste verlangte den Rath eines kältern Freundes: der zweyte nahm den ihm angebotenen Rath nicht an; dem ersten stellen sich selbst Hindernisse in den Weg: der zweyte wünscht und sucht sie; jener thut alles Mögliche um sie wegzuräumen, und da dies vergebens ist bringt er standhaft seine Opfer: dieser bricht hervor um sie selbst zu mehren, und wirft plößlich alles von sich, was nicht Jeanette ist; jener erweckt unsre Achtung, dieser unser Mitleid.

Gefällt es Dir, Ferdinand, Dir den Unterschied, wie ich mir ihn denke, noch bemerklicher zu machen, so wähle Beyspiele anderer Art und andere Gegenstände, die beyde Gemüthsverfassungen hervorbringen können. Denke an religiösen Enthusiasmus und religiöse Schwärmerey, oder an patriotische u. s. w., und wenn Dir auch hier das sehen lieber ist, als das abstrahieren, so vergleiche, was das erste anlangt, Paulus den Apostel und die meisten der ersten Märtyrer des Christenthums oder die leidigen Säulenheiligen; was das zweyte betrifft, Brutus, Lafayette, Sieyès und die Häupter der Jakobiner um die Zeit der Annahme der zweyten Constitution. Dann komm auf unsern ehrlichen Mainzer zurück, vergleiche auch hier und entscheide dann, ob ich lieblos oder kalt geurtheilt habe.

Uebrigens muß ich dich bitten mir, so lange ich hier seyn werde, nichts zu schicken, worin etwa die französischen Angelegenheiten erwähnt werden — für oder wider, das ist hier einerley: es darf nicht gelesen werden.

den. Adam Luchs war gerade noch vor Thorschlusß einpassiret. — —

II.

G e s c h m a k .

Ebendaher.

Ich bitte Dich, lieber Ferdinand, stimme deine Ideen von der Beförderung der Künste und ihrem jetzigen Zustande in dieser Kaiserstadt im Allgemeinen — ruhmwürdige Ausnahmen zugestanden — ein wenig herab. Was sagst Du, wenn ich Dich versichre auf dem großen und theuren kaiserlichen Hoftheater noch nicht eine Oper von Naumann, Mozart — selbst von Salieri, der doch bekanntlich hier Kapellmeister ist, nicht eine gehört zu haben? Du schüttelst? Wie nun aber, wenn ich noch dazu setze: ich hätte diesen und den vorigen ganzen Winter hier seyn können und würde dennoch von jenen großen Männern nicht eine, von

Salieri höchstens einigemal Axur Re d'Ormus gesehen haben? — Voglern kennt man hier nur als musikalischer Seiltänzer, Spasimacher und Charlatan; von Reichardt, Kunze nimt man keine Notiz. Cimarosa und Martini sind das höchste, wozu man sich erheben will — denn daß man höher könnte, ist keine Frage; bey Carti, Guiglielmi, allenfals Paesiello befindet man sich besser. Auf dem zweyten deutschen Operntheater treibt ein gewisser Wenzel Müller sein Wesen mit Ländereern und Nondo's, bey gedrängt vollem Hause. Fragst Du nach den Werken der erstgedachten Ehrenmänner, so zukt man die Achseln und einer seufzt: „Kirchenmusik! Gefällt nicht!“ der Andere: „zu gelehrt! Gefällt nicht!“ der Dritte: „hat keine Forçerollen! keine Abgänge! Gefällt nicht! — C'est tout comme chez nous, Ferdinand! —

„Aber die Instrumentalmusik“ — fälltst Du ein. Nun ja — Virtuosen genug! Aber rechne nur nicht auf wackere Symfonien u. s. w. vom Vater Haydn oder von Mozart: denn so wie man diese Männer darben ließ,

ließ, also läßt man ihre Werke versauern *).
Um diese zu hören — und würdig zu hören,
gehe nach Prag.

L 4

*) Anmerkung.

Paydn hielte sich damals aus Mangel an anständiger Unterstützung in London auf, von woher er jedoch jetzt zurückberufen ist — als eine englische Mode? Mozart hat, das letzte Jahr seines Lebens abgerechnet, jährlich 800 Gulden bestimmten Gehalt gehabt — der Mann, zu dem fast täglich Fremde aus allen vier Winden zusammenfloßen und entzückt weggingen; der überdies so zahllose arme Künstler unterstützte, und von Operndirektoren, Notenschreibern und Notendruckern von allen Seiten bestohlen und um den verdienten Lohn seiner Arbeiten gebracht wurde! —

Folgenden Zug seines braven Charakters finde ich noch nirgends erzählt; er ist aber zuverlässig, und mir von mehreren Vertrauten Mozarts mitgetheilt und von seiner Gattin selbst bestätigt worden. Er ahndete schon geraume Zeit vor seinem Tode, daß er nicht lange mehr leben und seiner Frau nichts als Schulden hinterlassen würde. Wenn er nun davon mit seiner Konstanze, die ihn so herzlich liebte, sprach, und das damals stets fränkeltnde Weib weinend ihm um den Hals fiel: so pflegte er sie zu einem wohl verwahrten Schranke zu führen. —

Sieh?, liebe Konstanze —

sagte er da zu ihr —

Darin sind die Arbeiten meiner glücklichsten Stunden,

Von öffentlichen Kunstwerken habe ich noch wenig gesehen, weil das Wetter noch immer sehr elend ist und die — — mich noch zu viel beschäftigt hat. Vorige Woche speißte ich einmal an der offenen Tafel im — , weil man mir gesagt hatte, daß da besonders viel junge Gelehrte, Künstler und Kunstliebhaber zu essen pflegten. Neben mir nahm auf der einen Seite ein Herr Platz, dessen kupferbelegtes Antlitz, vollgestopfte Wangen, träge selbstgefällige Miene, und gewaltige silberne Tabaksdose mir schon

den. Die hat noch Niemand gesehen! So lange ich lebe, vermehre ich die Sammlung — Davon solst du leben, wenn ich todt bin! —

Das zärtliche Weib war die letzten Jahre ihres Gatten hindurch an einem Fuße von Nervenschwäche ganz gelähmt, und blieb es, bis den Augenblick seines Todes. Da sank sie ohnmächtig zusammen, und — ihr Fuß war vollkommen geheilt und ist es geblieben. Sie suchte jetzt von dem ihr hinterlassenen Erbe ihres Gatten zu leben — sie suchte es! Möchte ich, der ich übrigens nicht in der entferntesten Verbindung mit ihr stehe, durch diese Anmerkung etwas beytragen, daß sie das, was sie suchte, recht reichlich findet! Dann wolte ich mir von der Kritik vorwerfen lassen, daß dies hieher nicht gehöre! —

schon nicht viel Gelehrtes oder Artistisches anzukündigen schienen; auf der andern Seite setzte sich zu mir ein junges Männchen bien frisè et bien poudre, mit offner Miene und freundlichen Augen, die gar hold mit seiner Flasche liebäugelten — und dem ich gar bald etwas Kunstmäßiges ansah. Ich hatte mich wirklich in beyden nicht geirrt. Der erste nahm meinen Wunsch wohl zu speißen, so hoch auf, daß ich sahe, er — kenne keinen höhern. Er war ein gewesener Pachter aus Oberungarn, der eine Zeitlang Unterlieferant bey der Armee am Rhein gewesen, und während Preußen und Oesterreicher im Champagne bey dem Gelieferten bald verhungerten, vom Liefern so fett geworden war. Jetzt wolte er die Schäfchen, die er dort ins Trockne gebracht hatte, in Friede und Ruhe zu Hause verzehren, und war nur durch den Zufall an diese Tafel verschlagen worden. Der Nachbar linker Hand ward Herr Kapellmeister komplimentiert. Kaum hörte ich das, als ich Bekanntschaft mit ihm zu machen bemühet war — was er mir auch gar nicht schwer machte. Nach etlichen gleichgültigen Fragen erkundigte

ich mich, ob er hier engagiert wäre? Mit drohlicher Offenherzigkeit antwortete er mir:

Nein — Ich gebe zuweilen Konzerts auf dem — saale. Es stehen Ihnen Billets zu Befehle, à 1 Gulden. Daß mich die Leute Kapellmeister nennen, ist hier so Sitte; wer so etwas treibt, wie ich, heißt Kapellmeister, wie einer der Manschetten trägt und sonst keinen Tittel hat. Ew. Gnaden heißt —

Wir kamen bald auf Musik zu sprechen: aber wider mein Wissen und Willen hatte ich den guten Mann einigemal so verlegen gemacht, daß er abbrach und von andern Künsten zu sprechen anfing. Er war überall zu Hause.

Que Diable — haben Sie unsre heilige Dreyfaltigkeitssäule noch nicht gesehen?

— fing er an —

„Nein!“ —

Dun, wir haben nicht gar weit hin, nach dem Essen begleit' ich Sie.

Wir kamen hin. Ich betrachtete von allen Seiten dies Ungeheuer der Kunst — Ich konnte nicht, einig werden — ging hiehin, dorthin —

Meis

— Meinem Begleiter mochte die Geduld ausgehen — er ging um mich herum —

Nun — ? nun — ?

Ich konnte noch nichts antworten. Er wartete ein Weilchen, stieß mich an —

Nun, mein Herr — ? wie — ?

Endlich mußte ich sprechen —

Ich sehe und sehe, und weiß nicht recht, was ich sehe! —

— Er sagte er verwundert —

Dort unser Herr Gott —

Ja das seh' ich wohl: aber das Gewühl von Köpfen, Armen, Schenkeln, Fußsohlen — — Ich kann dem Werke noch keine

Idee, geschweige denn Geschmack abgewinnen —

Aber die heilige — —
fiel er fast beleidigt ein —

Aber, Herr Kapellmeister, es kann ja eine Säule sehr heilig und doch dabey sehr geschmacklos seyn! Ich habe schon manches Portrait der Madonna gesehen, das der Evangelist Lukas gemacht haben soll, und
das

das also doch gewiß heilig genug ist: aber alle waren ziemlich schlecht gemacht —
Was ich nicht erwartet hatte, der Mann war betroffen —

Sie sind ein Protestant —

Ich fiel ein und wolte wieder gut machen, was ich übel gemacht hatte: er ließ sich nicht stören und fuhr fort —

Und zwar ein Obersächsischer! denn dort spottet man über die heilige Religion und trägt immer das Wort Geschmak im Munde, ob man gleich —

Er stotte —

Es nicht verstehet — wollen Sie sagen? Wenn Sie es ohne Beziehung verstehen wollen: Ja! —

Nun, mein Herr, was ist denn in Niederdeutschland Geschmak?

Geschmak ist — Geschmak haben heißt — es will so viel sagen, als — — Aber, erlauben Sie, ich habe dies Wort nicht angeführt, sondern Sie. Sagen Sie mir also, was Sie sich bey Geschmak denken! Ich gestehe gern, mir scheint es nur so eine Redens:

denkart, die etwas gelehrter klingen soll,
 als: Es gefällt mir, oder gefällt mir nicht.
 Denn wenn ich nach Berlin, Hamburg,
 Leipzig komme, so zischelt man mir bey
 Kirchen und Westen, bey Straußensehern und
 Passionsoratorien zu: es ist Geschmak darin,
 oder keiner! Wie läßt sich dies unter einen
 vernünftigen Begriff bringen, wenn es nicht
 der ist?

Ich sollte doch meynen! Mir scheint Ge-
 schmak die Eigenschaft eines Menschen zu
 seyn, nach der er das ästhetisch Vollkomme-
 ne oder Unvollkommne in den Werken der
 Kunst schnell und richtig bemerken und be-
 urtheilen kann, verbunden mit dem Ge-
 fühl des Zweckmäßigen oder Unzweckmäßi-
 gen, des Schiklichen oder Unschiklichen.
 Empfindet der Mensch dies allein,
 mehr dunkel als klar, mehr im Allgemei-
 nen, als daß er Gründe für oder wider
 — Ursachen seines Empfindens angeben
 könnte: so sagt man von ihm einfach —
 er hat Geschmak, auch wohl, er hat einen
 guten richtigen Geschmak; hat er aber ne-
 hen

hen seinem Empfindungsvermögen zugleich seinen Verstand für die Kunst so aufgeheult, so viel Kunstkenntnisse sich erworben, daß er sagen kann: darum ist dies schön, jenes nicht, dies hier zweckmäßig, dort nicht — so sagt man von ihm: er hat einen gründlichen oder ausgebildeten Geschmack. Daß dieser eigentlich nur über Künstler und ihre Werke entscheiden sollte, ist an sich klar —

Ja, das ist wohl ganz gut: aber was Hentemachen wir immer noch mit dem Federhute voll Geschmack, und mit dem Mädchen, das ihn mit Geschmack sitzen hat, und mit der mit Geschmack gestickten Weste ihres Anbeters, und mit der Kutsche voll Geschmack, in der er zu ihr fährt; und — und —

Sch kann mir den Katalog schon weiter denken —

Dun, das sind doch wohl keine Kunstwerke? fiel er rasch ein —

Freylieh nicht! Unrechter Weise hat man aber im gemeinen Sprachgebrauch jene beyden Bestandtheile des Geschmacks getrennt;

trennt; dem zweyten — dem Gefühl des
 Schicklichen oder Unschicklichen, Zweckmäßi-
 gen oder Unzweckmäßigen — den Namen
 des Ganzen beygelegt und nun den Aus-
 drük: Geschmack haben — auf Dinge an-
 gewendet, die eigentlich außer — noch
 eigentlicher unter der Sphäre des wahren
 Geschmacks liegen — auf mehr oder weni-
 ger künstliche Werke, aber keine
 Kunstwerke, auf Produkte von künsteln-
 den Männern —

Oder Weibern —

Nun ja: oder künstelnden Weibern, aber
 nicht von Künstlern. Wenn man also in
 diesem Sinn, obgleich eigentlich unricht-
 tig, sagt: es ist Geschmack in diesem
 Schrank, in dem Arrangement dieser Tas-
 sel u. s. w., so will das nichts heißen, als:
 es ist zweckmäßig und schicklich —

Und bey wahren Kunstwerken: sie sind
 ästhetisch vollkommen und zugleich zweck-
 mäßig, schicklich — Aber verstehet sich das
 letzte nicht von selbst bey dem ersten?

In

In Ansehung des Einzelnen, ja! Aber ich denke dabey mehr an die Anordnung, Zusammensetzung, Benutzung der einzelnen an sich würdigen Produkte der Kunst, als an sie selbst — daß man zum Beyspiel nicht niedliche Verzierungen, und wenn sie an sich sehr vollkommen wären, an erhabenen Säulen anbringt —

Keine Fugen im doppelten Kontrapunkt in eine komische Oper pflanzt; kein an sich vorzügliches Schlachtstück in ein arkadisches Schlafzimmer aufhängt —

Nichtig! Lassen Sie uns nun wieder auf unsere steinerne Dreyfaltigkeit kommen! In Ansehung des Schicklichen und Zweckmäßigen hätte ich hier so viel, aber auch so in die Augen fallendes einzuwenden, daß ich es lieber gar nicht anführen will —

Nun ja! Sie wollen lieber über unsern Herrgott spekulieren und grübeln, als ihn sehen —

Doch lieber ihn empfinden und verehren! Aber was das Erste anlangt — ein Kunstwerk muß doch wohl auch den Zweck der Kunst erreichen?

Was

Was nennen Sie den Zweck der Kunst? das Vergnügen —

Nein, dieses ist mir ein sehr untergeordneter Zweck, das heißt eigentlich gar keiner; so wie mir der ein sehr untergeordneter Künstler zu seyn scheint, der nur für dieses arbeitet. Die Kunst soll auf Empfindung wirken; ihr edler hoher Zweck ist Erhaltung der Empfindsamkeit unter dem Menschengeschlecht — eine Eigenschaft, ohne die nichts wahrhaft Gutes, nichts wahrhaft Edles in der Welt geschieht, und der doch, außer der Kunst, alles in der Welt so augenscheinlich und so abscheulich entgegenarbeitet, um Maschinen nicht Menschen, Drahtpuppen nicht selbstständige Wesen zu modeln — und an der nichts mehr formt und drehet und druckt, als die meisten bürgerlichen Verfassungen und ihre Wächterher. Das kleine Häuflein wahrer Künstler muß also einen wohlthätigen Staat im Staate zur Erhaltung der Empfindsamkeit bilden, so wie das Häuflein wahrer Gelehrten zur Erhaltung der Vernunft und ihr

rer Rechte! Das macht die erstern zu Verehrern einer wirklich freyen Kunst, so wie jenes die Verbindung der letztern zur wahren Gelehrten Republik macht —
Que Diable!

rief mein Kapellmeister, nachdem er mich schon vorher mehreremahle angestoßen hatte —
Sprechen Sie davon leiser, oder ich muß gehen!

Bleiben Sie! Sie haben Recht! Ich will lieber gar nicht mehr davon sprechen! Wo waren wir? Ja! Soll ein Kunstwerk diesen Zweck erreichen, so muß es den Sinnen, und durch diese dem Verstande ein Einiges, ein Ganzes — und zwar ein leicht oder doch bald zu übersehendes Ganzes darbieten, das dann auf mein Empfindungsvermögen wirkt, und so meinen eignen Zustand verändert —

Was heißt das?

Empfinden kann ich doch nichts, als meinen Zustand und die Veränderungen in diesem! Aus gleichmäßiger Veränderung oder Beschäftigung jener Hauptkräfte der Seele

le

le — des Verstandes und der Empfindsamkeit — verbunden mit Reiz der Sinne, entsteht nun auch, meines Erachtens, das Angenehme des Zustandes, und mithin das Angenehme der Empfindung —
 Gut! Nun also hier —?

Bekommen Sie denn hier ein bald übersehbares Ganzes? verstehen Sie denn die Haufen Köpfe, Füße, Arme? Weissen Sie mir doch den Freund zu, unter diesem Gewusel, dem der Schenkel da gehört! oder den Herrn Besitzer dieser Füße!

„Ey, das wäre doch arg —“
 sagte er, und suchte — und suchte — den einen fand er nach ziemlicher Weile, den andern nicht —

Der muß sich doch auch wohl finden!
 fuhr er fort, indem er emsig mit doppeltem Augenglase suchte —

„Muß sich finden —“! Ja ich gebe es zu, ob ich gleich noch nicht weiß, wo? Aber was beschäftigt denn da dies Werk, wenn Sie suchen und suchen müssen, bis Sie Menschenverstand — Materialien zu Ideen darin finden?
 N 2

den? Ihr Empfindungsvermögen, oder allein Ihren Scharfsinn? Und wenn das so ist, hatte ich Unrecht, wenn ich behutsam vorhin sagte: ich könne ihm keinen Geschmack abgewinnen; statt daß ich dreister hätte sagen sollen: es ist kein Geschmack darin?

Aber mir fällt so eben ein: wenn Ihre Ideen über Kunstwerke richtig sind, so müssen Sie ja eine Menge der anerkannt vortrefflichsten Werke, sogar der berühmtesten Meister, als geschmacklos verwerfen?

Als Kunstwerke betrachtet — Ja! Was nützen Autoritäten und Namen! Auch große Künstler sind Menschen, und nicht selten gar schwache Menschen, die ihre Vorzüge gerade da suchen, wo keine zu finden sind; auch wird ja mancher unter den großen Künstlern aufgeführt, der es nicht war. Ich gestehe es Ihnen und würde es gegen Jedermann behaupten — natürlicher Weise, bis man mich eines bessern belehrte — ich würde manche Arbeiten vieler berühmten Männer, und wenn in der

Wahrh.

Mahlerey die Rede von Membrand,
 und in der Musik von Marpurg wäre
 — unter eigentliche Werke der Kunst nicht
 aufnehmen, da sie nur meinen Verstand,
 nicht meine Empfindung beschäftigen.
 Schätzbar, sehr schätzbar und dankenswerth
 bleiben solche Arbeiten immer, als Werke
 großer Geschicklichkeit und eiserne Fleißes
 — als künstliche Werke; sehr heilsam und
 empfehlungswerth zum Studium des sich
 vervollkommnenden Künstlers, obschon nicht
 zur Nachahmung —

Verwünscht! unsre Fugen gingen da sammt
 und sonders recta für die Hunde —

Oy, warum nicht gar! Viele, vielleicht
 die meisten sind freylich Arbeiten der zwey-
 ten Art, sind keine Kunstwerke — es ist
 nun einmal Sitte, daß das Amen der
 Missa, das In te Domine speravi
 des Te Deum so bearbeitet wird, wenn
 das Ganze ein Ansehen bekommen soll —
 Aber haben Sie nie Handels strengcon-
 trapunktische Fuge im Messias: Er klag'

es dem Herrn, der helfe ihm aus
— brav exekutieren hören?

Nein! man liebe hier so etwas nicht!

Schade! Sie würden da sogleich den bit-
tersten Spott im ganzen Saale ausgedruckt
empfunden haben.

Worin?

In allem! Im Haupt- und Nebenthema,
in der Zusammenstellung beyder — in der
ganzen Bearbeitung. Verzierungen hat
sie nicht, und braucht keine. Oder Se:
bastian Bach —

O weh! vor dem fürcht' ich mich!

Da thun Sie sehr Unrecht! Erzeigen Sie
sich selbst die Wohlthat und lassen Sie ei-
nige seiner Gesangfugen, die denn
doch wohl noch hier und da nicht von Län-
derern verdrängt sind — von wackern
Sängern besetzt, ganz exakt ausführen,
und sagen Sie dann unpartheyisch, ob es
wahre Kunstwerke sind oder nicht! — —

Lache nicht, lieber Ferdinand, daß ich Dir bey-
nahe dies ganze Gespräch niedergeschrieben habe.
Ich hatte eine doppelte Absicht dabey — Ein-
mal

mal wolte ich Dir dadurch meine obige Behauptung über den Zustand der Kunst im Allgemeinen in dieser Stadt, so viel ich vor jetzt noch kann, belegen; und dann wolte ich Dir zugleich meine eignen jetzigen Gedanken über allerley Dinge eröffnen, über die wir im Gespräch sonst immer nicht einig werden konnten; wozu noch das kam, daß ich Dich auch gern mit dem ehelichen Kapellmeister bekannt machen wolte, von dem ich Dir in der Folge noch gar viel zu schreiben haben werde. Er hat mich seit diesem Gespräch herzlich lieb gewonnen, und ist mir durch verschaffte Bekanntschaften, besonders unter Personen vom Range, sehr nützlich gewesen. Denn vermöge seiner Billets hat er viel allerunterthänigste Bekanntschaft, und vermöge seiner immer guten Laune, gnädigen Zutritt überall

III.

Unerwartete Freunde
der Kantischen Philosophie.

Salzburg.

Du bist heftig geworden über meine Behauptung: daß ich in diesen Gegenden, so ganz unerwartet, eine Menge Freunde — und zwar, wo möglich, noch eifrigere und heftigere Freunde der Kantischen Philosophie unter einer Menschenklasse gefunden habe, von denen man glaubt, alle Philosophieren sey in der Regel vor ihren Augen verborgen? Du hast Böses dabey versteckt vermüthet? Nein, nein, es lauert wirklich auch nicht das geringste in meinen Worten; ich wiederhole und verstehe sie ganz wie sie lauten — — und zwar je weiter ich den fränkischen, schwäbischen, ja auch zum Theil bayrischen Kreis kennen lerne, desto dreister und überzeugter wiederhole ich sie. Da ich sehe jetzt *et* hinzu — *epistola enim non erubescit* — jene Philosophie hat nicht nur eine zahlreiche

III

und

und heftige Parthey unter Mönchen, son-
dern auch unter offenbaren, physischen
oder andächtelnden Schwärmern!

Noch besser —

rufft Du aus —

Wundergläubige — wohl gar wun-
derthätige Menschen, Freunde einer Phi-
losophie, die die stärksten Zweifel sogar gegen
das Natürlichste erregt! Menschen, die
nur ihre niedern Seelenkräfte beschäf-
tigt, ausgebildet und bis zur Ueberspannung
erhöhet haben, Freunde einer Philosophie,
die ihren Sitz im geheimsten Heiligthum der
Vernunft hat! Menschen, in deren Wesen
es ist zu erklamieren, zu träumen und zu
sehen, was andere Leute nirgends entdecken,
Freunde einer Philosophie, die nichts thut,
als ruhig und fest raisonnieren, und
Wache zu halten, ja, die so manches
nicht sieht, was vor ihr zum allerwenig-
sten neunhundert und neun und neunzig Tau-
sendtheile der Welt hell wie den Tag zu sehen
gläubten —

Ich weiß es wohl, Du wirst so bald noch nicht zu Ende seyn mit Deinen Antithesen, aber sie rühren mich sämmtlich nicht, denn — die Sache so verstanden, wie ich sie verstanden wissen will, und wie ich mich freylich schon neulich darüber hätte erklären sollen — kann ich ruhig bleiben und nach jedes Deiner Exklamationszeichen ein kaltes: Es ist nun aber einmal so — einschieben, das Du mir nicht wegrazdieren sollst! Als Beweis für den ersten Theil meiner Behauptung, lege ich Dir vorläufig ein ganzes Paket philosophischer Theses bey, die, nach guter Sitte, an Ort und Stelle bekannt gemacht werden; über die ich auf meinen Wanderungen durch diese Gegenden größtentheils selbst habe disputiren hören und zwar mit solcher Hestigkeit und in einem so barbarischen, aber stromweis fließenden Latein, daß wir beyde davon keinen Begriff haben. Zum Beleg des zweyten Theils meines Satzes beziehe ich mich auf Pfenninger *), P —, S —, v. Th —

*) Anmerkung.

Ich schreibe nur den Namen des Erstern aus, weil ich wenigstens einen Mann namentlich auf

v. Th — E — von deren schwärmerischen Grundsätzen die ganze Welt überzeugt ist und von deren Anhänglichkeit an die kantische Philosophie Du dich, in Ansehung des Ersten, aus seinen letzten Schriften alle Stunden überzeugen kannst; was die Andern betrifft, so habe ich ganz vertraute correspondierende Freunde L — S, und die übrigen nach und nach persönlich kennen gelernt, und ich werde Dich über sie einst mündlich so überführen, wie sie mich selbst mündlich überführt haben.

Anstatt also über ein Faktum, das nun einmal ist, zu streiten, laß uns lieber untersuchen,

W o s

aufführen muß, und weil ich von diesem nichts behauptete, als was er selbst und seine Freunde kurz nach seinem Tode von ihm bekannt gemacht haben. Die Andern deute ich bloß für die an, die sie selbst kennen, weil ich frey bin von der modernen Indiscretion, Dinge zum Nachtheil irgend eines guten Menschen ins Publikum zu bringen, die er nicht selbst bekant zu machen für gut gefunden hat; und weil ich besonders die eben so moderne Kathederklätscherey, die den ohnedies meistens beschränkten und gedrückten akademischen Lehrämtern noch neue Fesseln und eine neue Last auflegt — aus voller Seele hasse.

woher es ist? Ueber dieses „wie geschieht das“ — höre nun jetzt meine Gedanken. Zu vor aber erlaube mir eine Einschränkung beyzubringen, über die ich mich schon neulich gegen Dich hätte erklären sollen. Ich hatte nehmlich, indem ich von jenen Freunden der kantischen Philosophie sprach, diese Benennung nach dem — allerdings durch Mißbrauch gangbaren, aber doch fast allgemeinen Sprachgebrauch genommen, nach dem man einen Freund der kantischen Philosophie, oder wohl gar einen kantischen Philosophen nicht sowohl, oder doch nicht allein den Mann nennt, der in Kants Geiste philosophiert — denn das ist nicht Jedermanns Ding: sondern einen Mann, der in der Form wie Kant zu philosophieren pflegt, der nach seinen Principien entscheidet, sich seiner Sprache bedient, und seine Ideen, Raisonnements, Schlüsse und Beweise nach Kants Art zu modeln pflegt.

So also die Sache verstanden und dies vor: ausgezest, laß uns untersuchen: woher kömmt die Anhänglichkeit so vieler Mönche, Ordens: geistlichen und Schwärmer an diese Philosophie?

wo:

woher diese Erscheinung, die so viel Widerspruch in sich selbst zu haben scheint? Ich finde den Grund davon, was die ersten anlangt, hauptsächlich in folgenden Punkten:

Erstens schon in der Zeit ihrer Ausbildung für neuere Philosophie überhaupt. Vor zwanzig Jahren war noch die damalige Philosophie für diese Menschenklasse — in der Regel — ein ziemlich gleichgültiger Sammelplatz, voll Gefahren für Orthodorie und Gewissen, voll unnützer Mühe und Arbeit. Die spekulativen Köpfe unter der Tonsur — deren es unter fast jedem Orden immer mehr gegeben hat, als wir wissen oder zu glauben geneigt sind — begnügten sich mit Zerarbeitung und Wiederkäuung der scholastischen Philosophie, und dreheten sich in den ewigen Kreisen der Spitzsündigkeiten dieser düstern Führerin bis zum schwindelnd werden herum. Frage noch jetzt selbst die meisten helldenkenden, scharfsinnigen und gründlichen Geister nach Leibniz, Wolf, Baumgarten, des Cartes, Keimarus, Tschirnhausen u. s. w.: Du wirst gewöhnlich — nicht nur keine be-

freie

friedigende, sondern nicht einmal eine er-
trägliche Antwort erhalten.

Aber wie auf einen Zauber Schlag flogen vor
etwa zehn bis zwölf Jahren mehrere helle
Schimmer der neuen Philosophie, in mehreren
Gegenden zugleich — hauptsächlich unter Jo-
sephs Szepter und unter Franz Ludwigs
und Hieronymus Josephs Stabe —
durch die Klausuren. Mehrere gute Köpfe un-
ter verschiedenen Orden, entbrannten in Eifer für
die neuen Untersuchungen; die bittern oft weg-
werfenden öffentlichen Urtheile verschiedner da-
mals despotisirender Journale und kunstrichter-
licher Schriften kränkten sie; sie fielen über die
neuesten philosophischen Werke von Bedeutung
her — — Nun sage selbst: was wurde denn seit
dieser Zeit in Deutschland philosophisches ge-
schrieben, das nicht wenigstens kantischen Na-
men an der Stirn und kantische Form und
Sprache in sich trug, wenn es nicht gleichgültig,
wohl gar — nicht zur Ehre der herrschenden Schule
— verächtlich behandelt seyn wolte? Wo-
nach wolten aber jene Metaphysiker in der Wahl
ihrer

ihrer Studien sich anders richten, als nach dem eigenen öffentlichen Urtheile der Philosophen? —

Hieraus — scheint mir's — leuchtet ein, warum jene für die Weisheit der Neuern sich bildenden Männer sich fast einzig mit den Schriften diese Schule beschäftigten; daß sie aber, nach deren Beyarbeitung in ihren Köpfen, zu ihren Freunden und größtentheils heftigen Partheygängern wurden — denn, wie bey uns, sind die meisten, die sich den ersten Namen beylegen, nichts als das zweyte — das scheint mir aus Folgendem — die Vortreflichkeit der Schriften Kants und mehrerer kritischer Philosophen natürlicher Weise als auf wahrhaft helle Köpfe hauptsächlich wirkend vorausgesetzt — vollkommen und so leicht erklärbar, daß ich mehr aufzuzählen, als auszuführen nöthig zu haben glaube.

Die kantische Philosophie muß, weil sie gegen alle vorherige Systeme ankämpft, Veranlassung und Reiz zu einer Menge Streitigkeiten aller Art, und zu äußerst subtilen — hauptsächlich auch durch ihre Sprache. — geben.

Die

Die Gemüther jener Männer waren aber, durch Übung in und Gewöhnung an die Streitigkeiten und Subtilitäten der scholastischen Philosophie schon im voraus hierzu geneigt; die Köpfe waren eben dadurch zu solchen Streitigkeiten und Subtilitäten schon vorbereitet und geschickt: was Wunder also, daß man rasch und kampflustig in dies neue Feld vorrückte, wo man Gelegenheit zum versuchen und zeigen der Kräfte genug fand, und wo man durch leichte Siege über die Widersetzlichen — von denen man aber die Diesen und Streitkundigen nicht kannte — stets im Feuer erhalten wurde?

Hierzu kam nun noch dieser wichtige Umstand, daß die Sätze der kantischen Philosophie den meisten unter ihnen — allen könnt' ich sagen, wenn ich meiner Erfahrung so gerade hin trauen wolte — manche Lehrsätze der orthodoxen Fötholischen Religionsparthey zu begünstigen schienen.

Schlage Deine Theses nach, Ferdinand, und du wirst sehen, wie sehr man davon überzeugt ist, und wie man sich drehet und wendet, um diesen Schein zur Wirklichkeit zu erheben,
und

und die eigne Ueberzeugung, wo möglich, der ganzen christlichen Welt mitzutheilen. Ich will Dich unter vielen nur auf zwey Punkte darin besonders aufmerksam machen, weil ich eben diese an so vielen Orten, auch von wirklich guten Köpfen, habe wiederholen und immer wiederholen hören.

Schlage Deine Theses nach und siehe, wie läßt sich die Lehre der kantischen Philosophie vom radikalen Bösen im Menschen — misverstehen von Männern, die nicht im Geist, sondern mehr in der Form jener Schule denken, schließen und — disputieren! Siehe, ob sie nicht mit nicht wenig Schein so lange umhergeworfen, gedrehet und gewendet werden kann, bis sie offenbahr, der Sache nach, augustinisch wird?

Schlage Deine Theses nach und siehe die Vertheidigungen der von Kant vorgeschlagenen Behandlung der Bibel. Glaubst Du aber man vertheidige und preise sie an, um sich jener heiligen Schriften nun so, nach Kants Grundsätzen zu bedienen: so irrst Du gewaltig.

N

D

O nein, man thut es um am Ende das Resultat herauszuziehen:

Sehet! so unsicher, so, schwankend, so widersprechend werden die Erklärungen des göttlichen Wortes, wenn man dabey seiner Vernunft — verbunden allenfalls auch mit den eben so schwankenden Raisonnements über Alterthümer, ehemalige Volksmeynungen und tote Sprachen — trauet! Sehet das nichtige, vielleicht trostlose Ziel, auf das ihr mit diesen Hülfsmitteln hinsteuert, und nehmt eure Zuflucht — es bleibt euch keine andere — zu einer Autorität in der Bibelerklärung, die ihren Grund hat —: in der Einrichtung Christi und seiner Apostel selbst, sagen die römisch Gesinneten; in der Natur der Sache, nach der die, die gewissen Schriftstellern zunächst lebten, am sichersten ihren Sinn bestimmen können, und nach der ganze Versammlungen erleuchteter, gelehrter und in diesen Fächern geübter Männer am besten darüber entscheiden und absprechen können — sagen die freyer denkenden in mehreren Gegenden Deutschlands.

Nimm

Nimm diese Bemerkungen für das, was sie sind — für Versuche, jene an sich auffallende Erscheinung aus einigen, doch immer nur beschränkten Erfahrungen zu erklären; vielleicht stellen sich Deinem Scharfsinn nun von selbst noch mehrere dar: gewiß erspart dieser mir wenigstens die Mühe, einige unbeträchtlichere und nur zum Theil mitwirkende Ursachen — z. B. das Benehmen mancher Fürsten für oder wider die Wissenschaften überhaupt und die Philosophie ins besondere, und dergleichen mehr, anzuführen. Erlaube mir vielmehr auf den zweiten Satz meiner Behauptung zu kommen: die Kantische Philosophie hat viel Anhänger unter physischen und andächtelnden Schwärmern — woher dieses? wie geschieht das?

Auch hier will ich Dir nur einige Hauptpunkte herrechnen. Das Resultat des problematischen Theils der gesammten Kritik der reinen und praktischen Vernunft ist doch wohl mit kurzen Worten ohngefähr:

Es ist noch gar manches im menschlichen Denken und Urtheilen, wovon bisher alle Menschen — mit äußerst wenigen Ausnahmen —

so positiv überzeugt waren, daß sie das Gegenheil gar nicht für gedenkbar hielten; es ist noch gar manches in der menschlichen Moralität, was bisher alle Menschen — wie es scheint, ohne Ausnahme — für rein und für das Höchste hielten: und was jedoch weit anders denkbar ist und folglich vielleicht auch anders in der Wirklichkeit seyn kann. Denn das Vorausgesetzte bey unserm Denken, Urtheilen und Gesinnetseyn ist noch lange nicht genug untersucht und berichtigt. Unter diesem Vorausgesetzten sind nun aber vorzüglich nicht nur die bisher mit so wenig Widerspruch demonstrierten Lehren der natürlichen Religion, sondern auch selbst die Lehren von dem Vermögen der sogenannten menschlichen Seele zu Untersuchungen überfünftlicher Dinge überhaupt.

Wie gern nimmt nun der Schwärmer diese Resultate der Kritik auf! Wie eifrig verbindet und verschmilzt er sie mit seinen Ideen.

Sehet da —

ruft der andächtige seufzend aus —

Des

Sehet da die Eingeschränktheit, oder viel-
 mehr die Nichtigkeit der menschlichen Er-
 kenntnis! Ach, was sind wir Stützen,
 daß wir übermüthig einer Vernunft trauen
 wollen, die — selbst ihre schärfsten Untersu-
 cher und Prüfer noch nicht ganz zu kennen
 gesehen! Sie soll euch leiten? Sie, die
 ihr selbst nicht kennt? Arme Verblendete! —
 Oder eure Moralität, eure Tugend, auf
 die ihr so gern stolz seyd, mit der ihr euch so
 gern beruhiget, die euch Trost im Leiden,
 Hoffnung im Tode geben soll — was ist sie?
 Um zu sehen, was sie seyn sollte, verlangen
 wir auch nicht einmal, daß ihr in den Spie-
 gel der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit
 schauen sollt! blicket nur die Forderungen der
 menschlichen Weisheit an; sie hält euch das
 Bild vor, dem ihr gleichen sollt, von ihr —
 der menschlichen — selbst entworfen und
 aufgestellt: stets so gesinnet seyn und
 handeln, wie es den höchsten Geset-
 zen der Vernunft gemäß ist und
 zwar aus dem absolut wahren —
 ganz reinen und uneigennütigen

Gründe. Wohlan, so vergleichet euch selbst damit und sehet euer und eurer Brüder Verderben! Vergleichet, erschrecket und weinet! Ihr fihlt es, ihr bedürft eines Erbarmers, eines Verschoners? Wo wollt ihr ihn aber finden? In eurer Vermunft? sie schwankt noch, ob er ist! sie zweifelt, ob er barmherzig ist! Unglückliche, die ihr an Abgründen wankt — ihr habt selbst nach der Anweisung des größten eurer Weisen *), nur zwey Wege vor euch: der eine führt durch nie beruhigte Zweifelsucht in die empörenden Gräfte der Lasterhaftigkeit oder in die euch angähnenden Klüfte der Verzweiflung; der andere bringt euch durch bittere Thränen der Reue über euren Stolz, aber aufgelöst in das sanfte Ich! der Wehmuth, durch Verachtung eures irdischen im Denken und Wollen unvermögendem Selbst; nach

*) Anmerkung.

Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß ich nicht diese Anweisung aus der kantischen Philosophie ziehe, sondern blos referiere, was ich von mehreren Menschen dieser Art aus ihr hergelesen habe.

der höchsten Barmherzigkeit, in die — sich auch
für euch öffnenden Arme des Glau-
bens — —

Siehe, Freund — so benutzt der Schwärmer
die Philosophie, die mehr als eine, alle
Schwärmerey verdammt! so gilt auch hier,
was dort der Dichter sagt:

— — Es liest ein jeder

Aus dem Buch sich heraus, und ist er
gewaltig, so liest er

In das Buch sich hinein, amalgamiert
sich das Fremde.

Um von physischen Schwärmern — Theos-
ophen, Alchymisten, Geistersehern und Geis-
terbeschwörern, nur noch ein Wort zu sagen,
bitte ich Dich zu bemerken, wie willkommen
diesen Menschen die missverstandnen oder gemis-
brauchten Zweifel der kantischen Philosophie
über das, was seit Descartes reine Geistig-
keit genannt wurde — kommen! wie sehr sie
dadurch ihren feinern oder gröbern Materialis-
mus und daher ihre Phantasien und Träume
begünstiget glauben! Glaube mir Ferdinand,
ich habe auch in diesem Punkt — und zwar uns

ter Menschen, von denen ich es wahrlich am
 wenigsten erwartete, Dinge gesehen, die mich
 schmerzlich wieder um eine große Stufe meiner
 Hoffnungen zur jetzigen Generation hinabger-
 drängt haben! Ach, Freund! erwartet mich
 denn auch hier das Schicksal, vom Ideal, das
 sonst meinen Geist belebte und erhob, bis zum
 Nichts hinab gestoßen zu werden? Sollen denn
 auch hier die reinen erhabnen Bilder, die mir
 schon aus nicht allzugroßer Ferne zuzulächein
 schienen, mit Gewalt aus meiner Phantasie
 verlöscht werden? Soll der Wohldenkende, an
 dem Ganzen des Zeitalters Theilnehmende auch
 hier nur zu schweigen, zu resignieren und sich
 zurück zu ziehen gezwungen werden? Soll die
 segensvolle Zeit noch immer fern seyn, wo die
 Fackel des intellektuellen und moralischen Lichts,
 die ihre furchtsamen Strahlen noch immer fast
 allein unter die sogenannten mittlern Stände
 wirft — auch die Höheren, und dann auch
 die niedern Stände erleuchtet? Sollen wir
 nicht erleben, Ferdinand, diese ersehnte gold-
 ne Zeiten? Was bleibt uns denn da übrig?
 Eines, mein Freund! an uns selbst, jeder an
 sich

seinem Theil zu bessern und zu arbeiten, damit der bessere Theil allmählich auch an der Zahl der größere werden müsse! — Mit tiefer Nahrung bitte ich die Vorsehung mich in meinem Glauben an die Weisheit, an die Tugend, und — an die Menschheit zu erhalten —

IV.

Die mediceische Venus.

Ich habe nun auch den Antikensaal des rühmlich bekannten hiesigen Kunsthändlers, des Herrn Kost, gesehen. Den etwas pomphaften Namen, unter dem er gezeigt wird, trägt er a priori; denn er ist nichts weiter als ein nicht ganz ables. Zimmer, in dem die vortrefflichen römischen Abgüsse der würdigsten Antiken an den Wänden herum stehen; dessen Mitte aber mit Instrumenten, Möbeln u. d. gl. angefüllt ist, die in sattfam modernen, meistens englischen Geschmack schimmern, und mit jenen einfachen

Denkmälern einen schneidenden Kontrast zwischen Natur und Luxus machen. Ich gesehe Dir gern, Ferdinand, mir — der ich freylich so manches in Deutschland, zu geschweigen wie vieles in der Welt, nicht gesehen habe — ist noch keine so vollständige und zugleich so treffliche Sammlung von Nachbildungen jener unschätzbaren Werke der alten bildenden Kunst vorgekommen. Die Abgüsse werden unter der eignen Aufsicht ihres geschmackvollen und geschickten Besitzers mit aller Sorgsamkeit gefertiget, und zeichnen sich, meines Erachtens, durch ihre Schärfe selbst vor vielen so kostbaren italienischen aus. Sobald einige Stücke verkauft sind, wird die Lücke wieder ausgefüllt. Die zwey Tage, die ich unter diesen Uebersetzungen der höchsten Werke der Bildnerey so glücklich verbrachte, werden mir immer merkwürdig bleiben, und ich werde gar vielmal zwey Tage nöthig haben, um das Gelernte gehörig zu verarbeiten und zu verdauen; und zur Unterstützung meines Gedächtnisses nur einigermaßen nieder zu schreiben. Fasse Dein Herz immer in Geduld: Du wirst da mancherley zu lesen bekommen. Vor jetzt nur zwey

Wors

Worte, worüber ich mir vorzüglich gern Dein Urtheil, oder deine Belehrung wünsche.

Die Rede ist von nichts geringerm, als von der Göttin des Liebreizes selbst. Laß mich über ihre Darstellung, so wie sie unter dem Namen der mediceischen Venus bekannt ist, eine große Frage an Dich thun! —

Es ist Dir bekannt, daß der große göttliche Alterthumskenner He y n e jede Venus, die in dieser Darstellung die Welt heiter lächelt, für eine Venus erklärt, die gestört — vielleicht durch eigne Sittsamkeit und Furchtsamkeit — aus dem Bade kömmt, und daß er die Meynung derer verwirft, die behaupten: sie entsteige so eben dem mütterlichen Meere. Die hauptsächlichsten seiner Gründe sind; weil er die Göttin erblickt —

„mit eigener Schönheit nur geschmückt“ — überrascht, Brust und Natur bedeckend, und in schön geflochnem Haupthaar. Sie hat zwar auch einen Delphin bey sich — setzt dieser Gelehrte hinzu — aber dieser ist nur allgemeines Attribut; dient also dem Bildner statt des charakterischen allgemeinen Epithetons *αφρογενεια*

die

die aus Schaum gebornne, ohne sich gerade
speciell hirauf zu beziehen.

Der Herr von Ramdohr, der Kritiker
der reinen Wählerey, giebt das letztere zu, nimmt
sich aber jener von Heyne verworfnen Meynung
wieder an, und erblicket die Göttin, wie sie —
mit Wieland zu reden — sich

Dem leichten Schaum entwand.

Sich selbst zum erstenmal voll süßes
Wunders fand,

Und im Triumph auf einem Perlewagen

Am Paphos reizendes Gestad

Von frohen Sphirin hingetragen

Im ersten Jugendglanz die neue Welt
betrat —

Einigermassen überrascht, beschämt scheint sie
ihm, aber — durch sich selbst. Das schön ge-
flochtne Haar, fährt dieser Kenner fort, unter-
stützt Heynens Meynung gar nicht. Man hat
zwar solch Haar nicht, wenn man aus dem Meere
steigt, aber doch auch nicht, wenn man aus
dem Bade kömmt! Vielmehr scheint die Del-
phatessa des Griechen — weil Haar, das in
Strippen triefend herabhinge, einen Uebelstand
in

in der Bildhauerey machen würde. — das Kor
 stüme aufgeopfert zu haben, um einem Fehler
 auszuweichen.

Etwas zu behaupten gegen diese Män
 ner wag' ich nicht; aber fragen kann man ja
 für und wider die ganze Welt! Also — schreib mir
 doch, ob Die schon Antiquare bekannt sind,
 denen die medicoische Venus vor dem Kunst
 vichterlichen Paris zu stehen scheint? und
 wenn sie dies behaupten, aus welchen Gründen?
 Ich weiß Dir keine Autoritäten anzuführen;
 aber das weiß ich, daß diese Hypothese mir bes
 ser gefällt, als jene beyden, und was mir sonst
 von Erklärungen über die Göttin beyfällt.
 Betrachte sie nur sorgsam; scharf, wie der
 problematische Paris selbst, laure auf alle Um
 stände und entscheide dann unpartheyisch. Der
 Delphin bleibt dann, von beyden Kennern einge
 standnes allgemeines Attribut; das elegante
 kunstvolle Haar — wie charakteristisch wird
 es dann nicht? ihr ein wenig von dem Kriti
 ker abgewandtes Gesicht, die leise Bedeckung —
 kaum halbe zwar, aber doch vel quasi Bede
 ckung der Theite, die ein Gewand am ängstlich
 sten

sten Begehren — wie natürlich ist das dann nicht der mit Stolz und Eitelkeit zitternd kämpfenden, aber so eben überwunden werdenden jungfräulichen Schamhaftigkeit? Verbinde hier: mit ihre Miene — in der ich durchaus das furchtsame Lauschen, Hinhorchen, nach der wahren oder eingebildeten Ueberraschung in der heynitschen, Hypothese eben so wenig finden kann, als die freudige Beschämung über den Anblick eigener Schönheit in der randohrischen; wohl aber jene zarte bestürmte Jungfräulichkeit. Darf ich noch das erwähnen, daß mir nach der ersten — vielleicht auch nach der zweyten Erklärung jene züchtige Bedeckung etwas zu locker, ich will sagen: der Raum zwischen dem „bedeckenollenden“ und „nicht bedeckt werden“ etwas zu groß zu seyn scheint? Der unmisgünstige Grieche würde zwar auf keinen Fall die Hände den neidischen und dienstfertigen Dienst ganz haben leisten lassen: aber so wie sie mir vorkommen, scheinen sie ganz so gehalten zu seyn, daß der phrygische Hirt Gegenstände kritisieren kann, und da es nun einmal nicht anders seyn kann — kritisieren soll, über die eine
 star:

starke aber doch noch nicht genug starke Stimme
im Innern sich alles Kunststreichern verbittet.

Ich wünsche Dein Gefühl zu vernehmen,
aber nicht zu bestechen: darum mahle ich Die
die Idee nicht aus. Nenne mich übrigens nicht
verwegen, denn ich wünsche ja nur Beseh-
rung — —

V.

Portraitmahler Graf.

Ebendaber.

Ich habe hier in mehreren Familien eine ziemli-
che Anzahl vortrefflicher und zum Theil ganz
meisterhafter Portraits von dem würdigen
Künstler Graf in Dresden gesehen, und ich bit-
te Dich, Ferdinand, wenn Du seinen Namen
in Deinem Verzeichnis großer Portraitmahler
noch nicht haben soltest, ihn unverzüglich ein-
zutragen. Die Geschicklichkeit des sogenannten
„aus dem Spiegel stehlens“ — für die mancher
Eudler so reichlich gerühmt und so reichlich be-
zahlt wird, ist ihm, was sie ist: von geringem
Werth

Werth für die Kunst. Er sucht nicht sowohl
Stirn, Nase, Mund u. s. w. seines Originals
aus dem Spiegel zu sehen: sondern er stiehlt den
ganzen Menschen, und giebt ihn redlich
mit Leib und Seele der Leinwand wieder;
zugleich mit den sichtbarsten Kennzeichen von
eigner scharfen Beurtheilung der Charaktere und
gar oft nicht ohne die treffendste Laune. Bey
seinen Portraits wird man nicht sagen: so
sahe der Mann aus, sondern — so war
der Mann! der Liebende wird nicht anrufen:
solche Augen hatte mein Mädchen,
sondern — so blickte sie mich an! —

Besser als alle allgemeine Beschreibungen
werden Dir einige Anekdoten diesen Künstler
und seinen Werth darstellen; von denen ich für
die erste stehe, und zu der zweyten auch nicht
unansehnliche Gewährsmänner habe.

Graf sollte einst einen gewissen vornehmen
Heren, und zwar in ganzer Figur mahlen.
Der Herr war aber, wie so mancher, ein Phleg-
matiker erster Größe, mit einem Gesicht und
einer Figur, die dieses — sonst aber auch
schlechte

schlechterdings nichts sagte. Der Künstler mußte ihm in effigie doch etwas zu thun geben: aber der Mann that in natura nichts; er wolte ihn doch beschäftigt darstellen: aber er beschäftigte sich mit nichts — speisend oder schlafend konnte er ihn doch der Gallerie nicht einverleiben! — Graff stellte also die Excellenz, dick und rund wie sie war, mit Ordensband und allem Zubehör, hinter einen Stuhl, auf dessen Lehne sie sich ein wenig stützte und über die sie — die Hand kaum merklich herabhängen läßt! Aber wie herabhängen! — Man kann die ganze Figur, bis auf die ruhende Hand, bedecken und der Enkel wird aus ihr allein sagen können: das ist mein seeliger Herr Großpapa! —

Ein andermal sollte dieser Künstler einen Herrn ohngefähr derselben Art, den aber noch ein gewaltiger Stolz aufblähet, und der, der Himmel mag wissen wodurch, einst von einem Fürsten eine goldne Tabatiere erhalten hatte — mahlen. Das Original hatte es sich im Gespräch merken lassen, es wünsche, wo möglich, die leidige Dose auf dem Bilde angebracht, und der Künstler gab sie ihm richtig in die linke Hand,

indem die rechte auf dem Deckel derselben den Zeigefinger auf den Mittelfinger preßt, um ihn mit gehörigem Pomp auf den Deckel zu schnellen — womit man sehr wohl zufrieden gewesen seyn soll,

Wenn das nicht charakteristisch — wie für das Original, so für den Meister ist: so weiß ich nicht, was anders charakteristisch seyn soll.

VI.

Natürliches moralisches Gefühl.

Du verlangst meine Gedanken, Ferdinand, über den Plan zu deiner Schrift: — — und über die ersten Bogen der Ausführung deines Plans. Hier hast Du sie unverzüglich und so aufrichtig, wie es sich unter Freunden, die gemeinschaftlich die Wahrheit suchen und sich selbst zu eigener Vesserung förderlich seyn wollen — geziemt. Das weißt Du schon, daß meine Behauptungen: dies ist so — dies ist nicht so — nichts weiter heißen, als: dies halte ich für
so

so — dies nicht für so — wie es in der ganzen denkenden Welt, eine gewisse Schule ausgenommen, Sitte ist; und daß ich nur um kürzer zu seyn behauptete, wo ich meinen, und meine, wo ich vermuthen sollte. Weiter keine Vorrede!

Der Plan des Ganzen ist so vortrefflich, ja so wohlthätig, daß mir nichts dabey zu wünschen übrig bleibt, als daß es Dir nicht an Materialien und Hülfsmitteln fehlen mag, ihr seiner selbst würdig auszuführen. Denn was kann vortrefflicher, was kann besonders für das jetzige Zeitalter, wo der Dämon des fast allgemeinen und von allen Seiten so grausam geführten Krieges die Spuren reiner Menschlichkeit, edler uneigennütziger Tugend, erhabnen wahren Patriotismus und unegoistischer Bruderliebe durch Ströme Menschenbluts vom Boden der — kultivierten Welt weggeschwemmt zu haben scheint — wohlthätiger, ja sogar nothwendiger seyn, als Beweise für das Daseyn jener erhabnen Eigenschaften selbst unter dem Gewühl der Aufopfernden, selbst unter dem Donner der Kanonen und dem Winseln der Sterbenden

den — durch Thatfachen den an der Menschheit verzweifelnden Zeitgenossen darzustellen? —

Nur aber müssen es wirkliche Thaten wahrer, edler, uneigennütziger Tugend seyn; nur muß der Verfasser bey seiner Aufstellung so äußerst streng auswählen, daß dem Leser auch kein billiger Zweifel gegen ihre Reinheit übrig bleibt — wenn anders nicht der ganze treffliche Zweck unerreicht bleiben soll. Es erschwert dies das Unternehmen, macht es aber auch desto verdienstlicher.

Daß Du deine Edelthaten unter gewisse Rubriken gebracht hast, ist gut und nicht zu tadeln: aber ich bin mit mancher deiner Rubriken selbst nicht zufrieden. „Keines und schnellstes moralisches Gefühl“ — Was soll ich mir dabey denken? Ist es ein richtiges, schnell und lebhaft sich äußerndes, wenn auch dunkles Bewußtseyn von unsern Pflichten, als moralischer Wesen: so ist keine besondere Eigenschaft und noch weniger, wie Du in der Einleitung sagst, eine besondere moralische Anlage im Menschen: denn es ist
dann

dann die Regung des höchsten Gesetzes der praktischen Vernunft, und gehört also unter die Kapitel: Vernunft und Freyheit. Jedoch dies scheint nicht deine Meynung zu seyn; vielmehr kömmt es mir vor, als näherest Du dich in deiner Erklärung dieses Gefühls der Meynung Shaftesbury's und seiner Nachfolger, dessen Definition — moralisches Gefühl ist eine Eigenheit der Seele, sich von Natur zum Guten geneigt zu fühlen — mit der Deinigen: es ist ein natürlicher Sinn für das Gute — ziemlich gleichbedeutend scheint.

Hierbey nun die Frage bey Seite gesetzt: ist denn auch wirklich ein solcher Sinn dem menschlichen Geiste natürlich? ist es mit diesem Sinn nicht etwa wie mit dem sonst so gepriesenen natürlichen ästhetischen, der seinen Ursprung wohl mehr dem Gutmeynen, als dem Gutprüfen verdankt? Ist beydes — der natürliche moralische, so wie der natürliche ästhetische Sinn — nicht erst durch Beyspiel, Gewohnheit, Erziehung u. s. w. erworben und angenommen? Diese doch immer sehr hörbaren Fragen aber bey Seite gesetzt — laß mich fort!

fahren: wo ist denn in diesem angeborenen Sinn das reine Moralische? setzt diese nicht ganz freyen Entschluß, der von der Natur weder durch für, noch durch wider beschränkt, weder zum ja noch zum nein gezogen wird, voraus? setzt es nicht ganz freyen Vorsatz voraus, die anerkannte Pflicht zu erfüllen, mit Widerstand des ebenfalls natürlichen sinnlichen Willens? ist nicht die Handlung nur rein moralisch, die der Mensch thun sollte als vernünftiges Wesen, nicht thun will als sinnliches Wesen und endlich thut, als freyes Wesen, um der als pflichtmäßig erkanteten Handlung selbst willen?

Ist dies, so kann der sogenannte natürliche moralische Sinn, das sogenannte natürliche moralische Gefühl in dem Menschen nichts seyn als — um mich der Worte eines großen Weltweisen zu bedienen — eine wohlthätige Organisation der Menschennatur für die Tugend. Und was kann ich also dazu? wie kann ich mir dies als verdienstlich anrechnen, oder wie kann es mir von Andern verdienstlich angerechnet werden? Eben so wenig, meines Erachtens, als die Organisation meiner Natur zur Empfindung
des

des Schönen — denn weiter kann ich auch in jenem natürlichen ästhetischen Sinn nichts finden. Es verhält sich damit ganz so, wie mit der sogenannten Sympathie in dem Menschen, oder mit der Eigenschaft seiner Seele — doch dieser nicht allein — ihren Zustand nach dem Zustande des zunächst und eben jetzt in sie einwirkenden Gegenstandes außer ihr zu verändern. Sie äußert sich nützlich für mich und Andere in Mitleid und Mitfreude: aber kann ich mir es zuschreiben, kann ich mir es als verdienstlich anrechnen, daß ich von der Natur so eingerichtet bin, daß ich den Schmerz des Leidenden selbst fühle? über seine Freude mich mit freue? daß ich also im ersten Falle mein eignes Leiden los zu werden, durch Beseitigung seiner Ursache; im zweyten, mein eignes Vergnügen zu vermehren und zu verlängern, durch Vermehrung seiner Ursache? Unmöglich! denn auch hier ist kein freyer Entschluß, nichts als Drang der Natur — keine reine Moralität.

Du siehest schon längst, wo ich hin will. Nun ja — Dein erstes Beyspiel, so würdig es auch

ist in deiner Sammlung nicht allein, sondern auch in der allgemeinen Geschichte unsrer Tage mit Freuden aufgestellt zu werden — möchte ich doch nicht an die Spitze gestellt sehen. Es ist brav, sehr brav, daß man mit Lebensgefahr im Getümmel der Schlacht einen verwundeten Grenadier wegträgt und ihm Hülfe verschafft: *) aber ich erkenne in der würdigen That doch nichts als getreuen Gehorsam gegen die Natur; und sie erhält ihren Glanz mehr durch des trefflichen Helden Rang und Stand, in dem sonst wenig Natur zu seyn pflegt, und vermöge der Verhältnisse

Anmerkung.

Ich fürchte nicht, daß man mich so mißverstehen oder so mißdeuten werde, als wolle ich der bekannteren rühmwürdigen That das Geringste von ihrem wahren Werthe streitig machen: vielmehr war meine Wille, den wahren Werth derselben, nach meinen Kräften, zu bestimmen und bemerklicher zu machen. Daß ich meine Meynung darüber nicht beschrieb, davon ist die Privatursache angegeben; daß ich sie jetzt aber drucken lasse und nicht die Bemerkungen die sie veranlaßte, allein: daran sind verschiedene bittere Ausfälle auf diese Handlung und auf ihre Lobpreisungen in einer gewissen Zeitschrift Schuld, die ich nicht nenne, um nicht noch mehr Leser zu ihr zu locken.

nisse wenig seyn kann — als durch die Untersuch-
suchung der unpartheyischen Vernunft. Von
ganzem Herzen stimme ich mit in Deine Aus-
sagung ein: wie glücklich wird die Welt seyn, wenn
sie einmal solche Gesinnungen und recht viele sol-
cher Thaten von allen Personen dieses Rans
ges rühmen kann! Vielleicht käme es alsdann
dahin, Ferdinand, daß man die Grenadiere
lieber gar nicht zusammen schösse! Aber — jez
dem sein Recht!

VII.

Mahlerey in der Schauspielkunst.

Berlin, nicht 1795.

Gestern hab' ich den berühmten und hier so un-
gemein verehrten Schauspieler Flek gesehen,
und zwar in seiner ganzen Stärke. Du wirst
mir dies letztere gewiß glauben, wenn ich Dir
sage: er spielte Schillers Fiesko und zwar —
in seiner Benefizvorstellung, bey gedrängt vollem
Hause und großer Stille; auch war er — wie
die höflichen Berliner sagten — heute ganz auf-

D. 5

gelegt

gelegt und frey von den Künstlereigenheiten, unter deren Herrschaft er oft steht und die wir uns die Freyheit nehmen würden Kaprizen zu nennen. Ich war mit der Familie — d in der Loge. Du hattest mir geschrieben, es gehöre zum Tone, zu behaupten: er spiele in a h l e r i s c h; und glücklich beugte sich Mademoiselle — d zwischen dem zweyten und dritten Akt gegen mich und fragte: Spielt unser Flek nicht in a h l e r i s c h? Ich konnte kaum ein Lächeln bey meinem: allerdings — unterdrücken, schauete nun mit verdoppelter Aufmerksamkeit und sahe, was ich schon vorher gesehen hatte: daß der Mann brav, verschiednes ganz außerordentlich brav spielte: aber was die Leute mit ihrem m a h l e r i s c h wolten, weiß ich bis diese Stunde noch nicht.

Entweder du weißt nicht, was Mahlerey in der Mimik heißt, oder — So dachte ich, als ich nach Hause kam. Ich versuchte damit ins Reine zu kommen, sammlete meine Gedanken, suchte sie zu ordnen, und — Nimm vorlieb mit dem, was ich endlich herausbrachte.

Soll

Soll der Ausdruck: dieser Schauspieler spielt mahlerisch — so viel heißen, als: Er spielt so, daß jede seiner Gesten, Stellungen und Bewegungen in der bildenden Kunst würdig dargestellt werden könnten: so wäre das freylich das höchste Lob, das man einem solchen Künstler beylegen könnte, und zwar recht eigentlich nach meinen Ideen hiervon, denen ich noch immer treu bin, und für die ich Dir jetzt eine gewaltige Autorität — die, des großen Ekhoff — anführen kann; nach denen nemlich die Schauspielkunst der höchste Gipfel der bildenden Kunst ist, die ihren Figuren Leben und Bewegung giebt — also: belebte Bildneren. Aber so scheinen es die Leute hier nicht zu meynen — wenigstens die nicht, mit denen ich hierüber gesprochen habe. Laß uns also den zweyten Sinn, den diese Redensart haben kann, aussuchen und durchgehen! —

Wahlen heißt in der Kunst: den Gegenstand selbst, der den Künstler rührte, darzustellen; nicht die Empfindungen ausdrücken, die der Gegenstand in ihm hervorbrachte, sondern das die Empfindungen veranlassende und

erze:

erregende selbst kopieren, es Andern vor:
halten — unbesorgt um die Empfindungen,
die es hervorbringen wird, oder vielmehr gewiß,
daß es die nehmlichen hervorbringen muß, die
den Künstler hinrissen. In diesem Sinne mahlt
also jede Kunst — nur allerdings die eine mehr,
die andere weniger; die eine deutlicher und als
Hauptsache, die andere dunkler, unbestimmter,
und als Nebensache. So mahlt der Dicht:
er durch Sylbenmaas und Rhythmus — nicht
durch wörtliche Beschreibung, die, als die Ge:
genstände theilweise, in der Aufeinanderfolge,
in der Zeit vordührend, nicht das Ganze, Zusam:
mensetzende, in der Ausdehnung klar darstellen
kann; und die nur aussagt: das empfand ich,
als ich die Alpen so sahe; statt daß eine Ge:
nerische Landschaft ruft: so ist der Sankt Gott:
hard, so ist der Montblanc — u. s. w.

So mahlt denn auch der Mimi:
ker, wenn er die körperlichen Bewegungen Anderer, oder
die Gegenstände überhaupt, die auf seine Seele
wirkten, nicht bloß ausdrückt, sondern selbst
darstellt, kopiert, nachmacht.

Laß

Laß uns als Beyspiel das erste deutsche Trauerspiel, Lessings Emilia Galotti, aufschlagen! Wenn sich der niederträchtige Marinelli im zweyten Akt, zehnten Auftritt, bey den Worten:

„Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt
einen seiner ergebensten Freunde in mir
verkennen will“ —

mit lächelndem Gesicht und gelinder Verbeugung gleichsam zutraulich dem Grafen um einen Schritt nähert: so ist das Ausdruck der Empfindung — wenn auch geheuchelter — nicht Wahlerney. Wenn aber der Prinz, im ersten Akt, vierstem Auftritt, bey Betrachtung der unglücklichen Orsina ausruft:

„D ich kenne sie, diese stolze höhnische Diene,
die auch das Gesicht einer Grazie entstellen würde“ —

und dabey mit etwas zurückgebeugtem Haupt die Mitte der Lippen in die Höhe zieht; oder wenn Piero, im zweyten Akt, dritten Auftritt, bey den bekannten Worten:

„Laß

„Laß dich den Teufel bey einem Haare fassen,
und du bist sein auf ewig“ —
sich „bey einem Haare“ fassen wolte: so wäre
das Mahlerey — in der ersten Stelle ge-
rechte, in der zweyten freylich alberne, weil —
wie die Grammatik spricht — eine Metapher
proprie gewonnen würde.

Nun vorausgesetzt: der Mimiker muß, wie
jeder würdige Künstler, die Natur in allen ihren
Aeußerungen und Mäenzen beobachten; das,
was er bemerkte, den Gesetzen der Schönheit
unterwerfen, und aus diesen von der Natur ihm
dargebotnen, von der Schönheit geordneten und
gesäuberten Materialien sich ein Ideal in seiner
Phantasie bilden, dem er bey seinen Darstellun-
gen nachstrebt — so müssen wir vor allem fra-
gen: Wenn mahlt der Mensch in der Natur
durch Bewegungen des Körpers?

Engel in seiner Mimik giebt, wenn ich
nicht irre, drey Fälle an, und ich weiß deren
nicht mehrere. Der Mensch thut das, wenn
er in dem Andern eine sehr deutliche, lebhafte,
anschauliche Vorstellung von dem sichtbaren Ge-
gen-

genstände, der ihn beschäftigt, erwecken will; wenn seine eigne Vorstellung davon so lebhaft und stark ist, daß der Geist unwillkürlich auf den Körper fortwirkt und diesen zwingt seine Ideen in Mienen, Gebärden, Bewegungen darzustellen; und wenn, wie gewöhnlich, beyde Fälle vereinigt sind. Ein gewisser vierter Fall geht auf den andern Mann und gehört nicht zur nächst hieher. Nimm an, ich erzählte Dir mündlich mein Abenteuer im Schwarzwalde, von dem ich Dir neulich einiges schrieb. Ich fing an:

Jetzt wurde es dunkel — Die düstern Gewölbe der himmelhohen Bäume verbargen uns die letzten Strahlen der sinkenden Sonne — Ueber uns hin flogen traurigezüge krächzende Raben und Dohlen — meine Brust klopfte immer ängstlicher. Da stotterte mein Führer: Ja — Sie haben Recht — wir haben uns verirrt! — Ich hatte es längst geglaubt; aber es überließ mich dennoch ein kalter Schauer. Ich wolte auffahren: aber da ich die Angst des Menschen sahe, hielt ich an mich — „Kennst Du denn diesen Weg

„gar

„gar nicht?“ — Ich — ich — stotterte er — und in dem Augenblicke fiel in einiger Entfernung ein Schuß. Wie vom Donner gerührt prallte ich zurück —

Hier pralle ich gewiß auch in meiner Erzählung zurück, Ferdinand — ohne es zu wissen, und zwar aus dem obigen zweyten Falle.

Peter schrie laut auf, stand starr und bebte an allen Gliedern. „Wer da?“ rief ich aus Leibeskräften — keine Antwort; Indem duckt sich Peter hinter einen Baumstamm, theilt das Gebüsch vor seinen Augen — „Herr! „Heilige Mutter Gottes! Licht! sehen Sie „Licht!“ —

Hier ducke ich gewiß den Kopf und beuge wenigstens den Rücken nieder, halte beyde Hände ausgespreizt vor — und zwar aus dem ersten und zweyten Falle zusammen, oder aus dem dritten. Jedoch bin ich eben so gewiß, daß du dich, Ferdinand, auch nicht mehr in der Stellung, wie beym Anfange meiner Erzählung, befindest; gewiß bist Du oben gleichfalls ein wenig zurückgefahren, hast Dich hier ein wenig
herz

Herabgebengt — und das ist mein obiger vierter Fall. Alle Wesen gehorchen nehmlich mehr oder weniger den Gesetzen der Sympathie — von der sich aber freylich wohl, wie von manchem in der Natur, nichts sagen läßt, als: sie ist — und so würkt sie. Du gehest am Ufer eines sanft dahinfließenden Gewässers, und Dein Geist wird so heiter, wie dessen Spiegelfläche; Du hörst von vollem Orchestre ein lang gehaltenes und gut executirtes Crescendo, und Du erhebst dich allmählich gleichfalls von Deinem Sitze; Du schreitest langsam, ohne auf deinen Gang zu achten, ein schnellerer Fußgänger holt Dich ein, gehet schneller vor Dir hin, und Du schreitest nun gleichfalls wackerer darauf los, wenn Du dich nicht absichtlich zurück hältst u. s. w. So bist Du nun auch gezwungen, wenn Du nicht an Dich denkst, oder die so genannten feinen Sitten die Natur nicht aus Dir getrieben haben, die lebhaften und starken Mienen und Bewegungen einer Dich eben sehr interessirenden Person im Kleinen nachzumachen — zu mahlen, Dies wird aber allerdings für den

P

dritt

IIIV

dritten weniger interessierten Mann, also hier
 — für den Zuschauer, komisch, lächerlich, und
 kommt daher blos dem komischen Schauspieler
 zu; dem ernsthaften, tragischen, bleibt nur in
 jenen drey Fällen Mahlerey verstatet — denn
 bey unsichtbaren Gegenständen mahlt der
 Mensch nur durch die rhetorische Figur: das
 Zeichen statt der bezeichneten Sache, und die
 Sache statt der Person mit der Sache z. B. die
 Nase aufwerfen, den Kopf stramm halten, für
 Hochmuth, und Hochmuth für den Hochmüthi-
 gen — und also gehört dies in das Obige.

Jetzt bitte ich Dich, nimm Deinen Fiesko
 zu-Hand, schlage auf — —

Es scheint mir also, daß das hier so gerühme-
 te „mahlerische“ in der Schauspielkunst auch
 diesen Sinn nicht haben solle: kann es denn ei-
 nen dritten haben, Ferdinand? —

VIII.

Modewißeley.

Wie, Ferdinand? Du warneſt mich ſo ernſtlich, mich von einer Art modernen Wißes nicht anstecken zu laſſen, der — aus welcherley Urſachen es ſeyn möge — ſein Glück durch Spötteln und Lachen über Fürſten und Große zu machen ſucht? Du ſchreibſt nichts ohne überdachte Abſicht, das weiß ich: was war alſo Deine Abſicht dabey? Habe ich Dir Gelegenheit zum Argwohnen gegeben, daß ich mich viel leicht von ihr hinreißen ließ? wo, wie, wenn, wodurch gab ich Dir dieſe Gelegenheit? Ich unterſuche mich ſelbſt und Deine Warnung von allen Seiten; da finde ich denn, was die letztern anlangt, daß ich ſie vor allen Dingen etwas genauer beſtimmen muß. Es ſcheint mir nemlich ein gewältiger Unterſchied zu ſeyn, ob hier die Rede iſt von Fürſten, oder Großen, mit Ausſchluß der erſtern. Meyneſt Du mit dem letztern; Männer in hohen Staatsämtern,

für den Staat thätige Rathgeber des Fürsten u.
 d. gl., so sind sie in unserm Falle wohl mehr
 selbst zu den Regierenden zu rechnen, als daß
 sie hier eine besondere Klasse ausmachten.
 Meynest Du aber damit nur vornehmere Stän-
 de, als den gemeinen Bürgerstand, das was
 man vornehme Herrn nennet: so ist es wahrlich
 nicht Schuld der Schriftsteller, daß sie bey vie-
 len so reichlichen Stoff und Reiz zur Beschäftigung
 ihres Satyrs, und jene Personen selbst so finde-
 den, wie — sie sind. Auch sehe ich hier den
 großen Schaden nicht ein, den dies Lachen und
 Spötteln haben soll, wenn es nur nicht pass-
 quillantisch, das heißt, nicht persönlich wird.
 Im Gegentheil scheint mir der Nutzen davon
 nicht gering zu seyn; denn außerdem, daß doch
 noch mancher unter ihnen lasset und dabey bez-
 wogen werden kann „in seinen Busen zu
 greifen“ — wie Luther spricht — so ist es ja
 immer noch die leichteste und gelindeste Rache
 des durch die Verhältnisse vielleicht unverdient
 Gedrückten an dem durch eben die Verhältnisse
 unverdient Begünstigten; ja sie ist mehr ein für
 die

Die Bespöttelten selbst wohlthätiger Ableiter von natürlichem Unwillen, wo nicht gar von natürlicher Erbitterung, die ohne diesen Ableiter früh oder spät weit gefährlicher einschlagen würde; sie ist eine Freyheit, die sich keine Nation der Welt noch hat nehmen lassen, so lange sie nur noch im Besiz eines Schattens von bürgerlicher und Rede- und Pressfreyheit war; eine Freyheit, die weise und politische Fürsten selbst nie unterdrückt, sondern die sie — so lange sie nicht in das genannte Extrem ausartete — ihren Gang haben gehen lassen. So lange der Franzose über diese Menschenklasse spötteln und lachen durfte, ließ er sie ungestört im Besize ihrer Güter, Reichthümer und Titel: seitdem er aber dieserwegen in die Bastille wandern mußte, wurde er nur desto erbitterter, unterhielt er nur desto heftiger die Gährung in seiner Seele, bis endlich das Ungewitter losbrach, und er Gute und Böse unter jenen Ständen tod schlug, oder doch beraubte und aus dem Vaterlande jagte. Vergleiche die Geschichte mehrerer alter oder neuer Völker, und Du findest bey ihnen im

Ganzen dasselbige. Worüber man ungehindert lachen darf, dagegen handelt man nicht. Und wenn Du dich nicht so weit nach einem Beleg für meine Behauptung von der Nützlichkeit jener Freyheit bemühen willst, so denke nur an England.

Sobald aber die Rede von Regenten ist, ändert sich die Sache. Du wirst bey dieser Aeußerung keine niedrige Absicht vermuthen: Du kennst mich zu gut; auch wüßte ich nicht, warum ich schmeicheln sollte? Noch nie hat sich ein Fürst um mich bekümmert, und die wenigen ihrer Rathgeber, denen ich bekannt gemacht wurde, thaten nichts, als daß sie meine Höflichkeiten annahmen, mancherley versprachen, und es wieder vergaßen. Auch ist es ja gar nicht schwer meine Meynung zu beweisen. Man hat dazu gar nicht nöthig sich weitläufig in die tief sinnigen Streitigkeiten über Verlezbarkeit oder Unverlezbarkeit des Souverains u. d. gl. die in unsern Tagen so stark zur Sprache gekommen sind — einzulassen: man darf ja nur bedenken,
daß

daß der Mensch das, was er verlacht, bespö-
telt, bewißelt, nicht fürchten und nicht lieben
kann; daß auf Furcht und Liebe oder doch
Vertrauen — so lange die Menschen nun ein-
mal solche unidealische Wesen, und ein großer
Theil des Volks nun einmal solche unmenschliche
Wesen sind — der Thron, nicht des Monar-
chen allein, sondern jeder Regierung, jeder bür-
gerlichen Ordnung beruhet; und daß der, wel-
cher hier seine Laune, seine Satyre, seine
Spaßhaftigkeit nicht zu mäßigen oder vielmehr
zu unterdrücken weiß, nach seinen Kräften an
den Grundsäulen der Vernunft rüttelt.

„Aber es darf ihnen doch die Wahrheit nicht
verheehet werden! Sie müssen doch erfah-
ren, das und jenes“ — —

Richtig! Sie müssen es erfahren: aber durch
solches Benehmen erfährt die Sache eher die
ganze Welt, als der Fürst. Ludwig der sechs-
zehende ward von Millionen seiner Unterthanen
schon nicht einmal mehr belacht, sondern gleich-
gültig verachtet; ganz Paris schrieb, las, dich-
tete

tete und sang die schimpflichsten verächtlichstern
 Dinge von ihm öffentlich ab: indeß er noch immer
 fest von der Liebe seines Volks überzeugt
 war. Und dränge auch einmat eine solche
 Stimme durch die Garden und Hofleute hindurch
 bis zu seinem Ohr und trafe noch so tief: so
 wird ihr Pfeil doch nur verwunden, und zu
 den, nicht nützen. Ueberdies wie leicht wird
 bey Ironie, Spott und Wiselen dem Andern
 unrecht gethan? wie gewöhnlich macht sie den,
 der vortrefliche Eigenschaften, aber dabey sei-
 ne Schwäche hat, im Ganzen verächtlich?
 wie leicht — — doch was brauch ich denn so
 alltägliche Dinge noch einmal zu wiederholen!
 Ich bemerke nur, daß sie zwar allerdings
 auf jeden Menschen gehen, gegen die der
 Wis zu Felde ziehet, daß dies alles aber
 bey Fürsten wegen der Verhältnisse noch viel
 gewisser ohne heilsamen Erfolg seyn muß; und
 daß es hier aus den eben angeführten Grün-
 den, viel wichtiger und gefährlicher ist,
 nicht nur für ihr, sondern auch für das ge-
 samunte Wohl des Staats. Es ist ja aus
 dem

dem Gesagten schon offenbar — Hundert andere
 Sträflichen, die den nehmlichen Ausschlag geben,
 übersehen — dergleichen Witzeleyen sind nach-
 theilig für Personen, für Ruhe, für Ordnung
 und Wohlstand; sie sind ohne redlichen Zweck;
 sie sind, auch wenn sie den Zweck hätten, wohl-
 thätig auf die Bessertesten zu wirken, ohne Er-
 folg und Wirkung auf sie — sie sind mit einem
 Worte: leichtsinnig, unüberlegt, oder wenn sie
 aus niedrigen Absichten geschehen — schlecht,
 oder beydes zusammen.

Dies ist noch immer meine Meynung, wie
 sie es sonst war; und gleichwohl muß es dir,
 nach deiner Warnung zu urtheilen, geschienen
 haben, als ob ich dieser Meynung zuweilen
 nicht treu bliebe? Ich sehe meine Papiere durch
 und finde in der That nichts weiter, als hie
 und da — wie überall, die Bibel selbst aus-
 genommen — eine einzelne Stelle, die in diesen
 verdachtvollen Zeiten, wo alles Jakobiner,
 Anarchisten, Religionsfeinde, Ordnungs- und
 hosenlose Menschen, wie vor kurzem Jesuiten
 war

und Illuminaten, riecht — aber auch nur in diesen — etwas von dem von Dir sogenannten Modeton argwohnen lassen könnten. Auch diese wenigen Wendungen und Stellen kamen mir unerwartet; ich stuzte und es drängte sich natürlicher Weise zuerst die Frage in mir auf: Woher aber auch dies bey ganz entgegengesetzten Grundsätzen? was ist es, das dem auch noch so sorgfältigen und behutsamen doch zuweilen unermuthet so ein Wörtchen abpreßt — gleichsam abstiehlt? was ist es, das zuweilen die, jenen Neußerungen ganz entgegengesetzten Grundsätze auf einen Augenblick so ins Dunkel stellt? Der Gegenstand schien mir der Untersuchung würdig genug zu seyn, indem er einen Fall betrifft, in welchem ich nicht allein, nicht einmal sehr bin, sondern in dem sich gewiß noch so mancher andere wohldenkende Mann, und mehr als ich befindet. Eigennütziges Interesse und Leidenschaft kann nicht Ursache seyn; denn, Gott sey Dank, ich lebe unter keinem Despoten, bin auch nie von einem bedrückt worden: was ist es also anders? — Nur nach
man:

manchem Hin- und Herkommen kam ich auf diese Punkte.

Wir Leute von Aufklärung und Kultur, wie wir sagen; aber von einigen Kenntnissen und Polier, wie wir sagen sollten — leiden heutiges Tages fast sämmtlich an zu großer Ausbildung der Phantasie, so wie unsre Vorfahren an zu geringer. Daraus entsteht denn eine Fähigkeit zum Idealisiren; wir üben diese Fähigkeit — sie wird zur Fertigkeit. Jetzt verschafft sie süßen reizenden Genuß; die meisten — bis hieher schloß ich mich mit ein, jetzt aber aus Ueberzeugung nicht mehr — die meisten können sich in diesem Genuß nicht mäßigen, wollen ihn, wo möglich, immer haben, und daraus wird Idealisirung. Sie haben sich für Hausmannskost die Magen verdorben, und nun soll alles für ihren Gaumen gewürzt, ätherisch, sublim seyn. Wohin sie blicken, gefällt es ihnen nicht: denn die sichtbaren Menschen sind nur Werkeltags; keine Sonntagskinder. Je höher sie
 nur

nur diese wirklichen Menschen vom Schicksal ge-
 stellt sehen, desto höher werden ihre idealischen
 Forderungen an sie; je mehr Macht sie besitzen
 sehen, desto mehr sollen sie von der sichtbaren
 Kirche auf Erden einreißen und an der unsicht-
 baren nach ihren lieblichen Bildern und Rissen
 bauen; je mehr Hülfsmittel und Antriebe sie
 ihnen zur wahren Weisheit zu haben scheinen,
 desto mehr sollen sie Rath zur Ausführung und
 Haltbarmachung ihrer Plane und Wünsche schaf-
 fen. Das thun nun aber jene Hochgestellten
 Menschen nicht: das macht die Idealisten un-
 zufrieden. Die Vernunft hält zwar Wache über
 die Unzufriedenheit der Phantasie: aber sie ist
 hier leider die schwächere Parthey, wenigstens
 in gewissen Momenten — sie wird von der über-
 mächtigen Mahlerin überwältiget. Dies geschieht
 nun aber bey Beschäftigungen beyder Seelen-
 Kräfte, also hauptsächlich beym Schreiben und
 Unterhalten über die meisten Materien: mithin
 — der Nachsatz verstehet sich von selbst. Dar-
 aus erhellet, meines Erachtens, auch, warum
 man dann gewöhnlich wisset, nicht tadelt:
 denn

denn zum letzten mußten Gründe angeführt werden, und dies wäre mehr Werk der Vernunft, da das erste mehr Werk der Phantasie ist, und diese hier prädominirt.

Sodann — jeder Mensch ist doch eher Mensch als Bürger. Jedem hat die Natur schon ein dunkles Bild eines Freystaates in die Seele gezeichnet, indem sie ihm Freyheit und Durst nach dieser verlieh. Der Bürger fühlt, daß dieses Bild durch die Verfassung verdunkelt, durch viele ihrer Vorsteher immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Er läßt sich das — ist er billig, kennt er die Erfordernisse so wie die Vortheile der bürgerlichen Verfassung und das Menschliche ihrer Vorsteher — gefallen: aber er kann die Natur nicht ausrotten. Kaum zeigt sich eine besondere Veranlassung — vielleicht eine ihm auffallende Schwachheit in der Verwaltung des Staats, sey sie wirklich oder vermeynt; oder stellt sich ihm irgendwo eine Verfassung dar, die jenem Freyheitsbilde mehr ähnelt: so springt dieses hervor, unglänzt den ganzen Sinn, verz

dum

dimfelt die kältere Rathgeberin Vernunft und erwärmt Geist und Blut. Er will nun — er muß sein Feuer mittheilen, ausgießen: aber da stuzt er, denn er erinnert sich an die Verdammlichkeit solcher Ergießungen von Seiten der Machthaber. Er will dagegen — wenigstens deklamieren: er darf nicht — Dies erzeugt eine, wenn auch nur augenblickliche, Erbitterung, eine unversehends ihn übermeisternde Rache gegen die Beschränkenden, und der lebhaft genährte Geist läßt sie aus durch — Spötteln und Wiseln — bis die ruhigere Ueberlegung alles wieder ins Gleiche gebracht hat.

Nun nimm noch hinzu, Ferdinand, daß auch jeder unverdorbene Mensch — Dank sey es der wohlthätigen Natur! — einen so mächtigen und blitzschnell sich äußernden Abscheu vor manchen Lastern hat, daß er sich gedrungen fühlt auch allen Schein davon nach Möglichkeit zu vermeiden. Dies scheint mir der Fall ganz vorzüglich zu seyn mit — Heucheleiy und Schmeicheleiy. Das unverdorbene Kind erröthet selbst

bey

bey dem verdienten Lobe des Vaters in Gegenwart Anderer, indeß seine ruhige und freundliche Miene ihm dafür dankt, wenn es mit ihm allein ist. Wer ist aber mehr in Gefahr für einen Heuchler und Schmeichler gehalten zu werden, als wer lebende Fürsten rühmt und lobt? — besonders zu gewissen Zeiten und wenn die Gerüchten keine Friedriche von Preußen sind, die man doch wohl nicht alle Tage findet? Wer wälzt ihm gegen den Schein dieses abscheulichen Lasters mit mehrerm Erfolg von sich ab, als wer sie tadelt, oder — noch wirklicher — bespöttelt?

Ich sage gar nicht, daß das recht ist; vielmehr erkenne ich auch hierin recht wohl jene falsche Scham, die so manches Unheil in der Moralität stiftet. Es ist aber auch meine Sache gar nicht jenes Verfahren zu vertheidigen, sondern nur zu zeigen, wie es wohl möglich ist, daß auch dem herzlich wohl denkenden, ruhigen Vaterland und Fürsten liebenden Bürger — doch zuweilen ein solches Benehmen augenblicklich abgelauret werden könne.

Hier:

Hierzu kommt auch noch, daß jeder Mensch, Ferdinand, sein größeres oder kleineres Theilchen Eitelkeit hat, die ihm denn doch wohl wenigstens in manchen Augenblicken überrascht. Mehr oder weniger, aber doch einigermassen gegründeter Tadel eines Mächtigers, Begünstigten, setzt voraus seine Schwachheiten und Mängel erforscht zu haben — also einigen Scharfsinn; giebt die — wenn auch trügerische Idee besser und des Glücks würdiger als der Getadelte zu seyn — also einer Art von Gerechtigkeit: aber Spöttey, tadelnder Wit darüber zeigt noch neben diesem zugleich andere blendende, Beyfall erwerbende Vorzüge des Geistes — was Wunder, wenn den Sohn Eva's in seinem schwachen Stündlein jene Eitelkeit überrascht, und ihn zum Spötteln reizt?

Laß nun etwa noch besondere individuelle, lokale, temporelle Verhältnisse dazukommen, die ja so tausenderley seyn können und woran es schwerlich vielen so fehlen kann, wie mir: so ist die Sache, von der wir sprechen, ja so natürlich:

einen übrigens rechtschaffnen Bürger so gewetheit haben, wenn er gehört hätte, es sey ihm eumal ein Bonmot über die schöne Gabriele entwischt? Berstieß Friedrich von Preußen seinen Freund d'Argens, als er dessen beißende Witzley über seine abschlägliche Antwort auf Moses Mendelssohns wiederholte Bitte ersah? und hatte der Franzos seinen König weniger lieb, weil ihm jenes Bonmot entfiel? Trauete Julius Cäsar jenem Witzkopf nicht mehr, der ihn den Mann aller Weiber in Rom genannt hatte? oder übergab er ihn wohl gar den Vikoren?

Ich streite nicht für mich, Ferdinand, denn ich bin nicht wirklich in diesem Falle; ich finde die gefährliche Gabe des Witzes nicht in mir und habe nichts gegen die Herren der Welt: sondern ich streite für die Sache manches redlichen Mannes, der in diesen argwöhnischen Zeiten für ein überreites, aber gar nicht übel gemeintes Wort, so streng büßen muß. Da man aber doch so gar leicht, wie mich mein eigen Beyspiel lehrt, den Schein einer

einer

einer Theilnahme an jener Modewirkley geben kann, und da sich auch wirklich so gar leicht — aus oben angeführten, vielleicht auch aus mehrern mir jetzt unbekanntn Ursachen — hier fehlen läßt: so bitte ich dich, desto mehr über meine Feder auch in dieser Rücksicht Wache zu halten; deine Warnung aber soll mir gewiß nicht umsonst gesagt seyn.

...
...
...
...
...
Inhalt
...
...
...

- I. Ueber Männerkeuschheit.
- II. Musikalische Fragmente.
- III. Ueber vorsätzliche Beschädigung öffentlicher Kunstwerke.
- IV. Bruchstücke aus den Briefen Eduards an Ferdinand auf einer Reise durch einige Provinzen Deutschlands im Jahr 1795. geschrieben.



Druckfehler.

- Seite 16. Zeile 10. muß „moralisch“ —
ausgestrichen werden.
- S. 47. vorletzte Z. lies: Euripides.
- S. 70. Z. 8. muß nach „lestern“ ein (:)
stehen.
- S. 73. Z. 11. bis zu Ende, muß der Satz
herausgerückt werden, als ein neuer
Paragraph.
- S. 79. Z. 1. lies: Haydn.
- S. 81. Z. 5. muß „nicht“ ausgestrichen
werden.
- S. 89. Z. 11. muß nach „fühlt“ ein (.)
stehen.
- S. 97. Z. 12. lies: Arbeiten.
- S. 99. Z. 16. fehlt nach „meisten“ — ät-
tern.
- S. 103. Z. 10. der Anmerk. fehlt nach „als“
„auf“ —

S. 101. Z. 7. u. 8. sind Maschinensatz

- S. 110. Z. 14. lies: Petulanz.
 S. 113. Z. 15. lies: Unfug.
 S. 122. Z. 15. lies: „bey uns wie im neuen
 ist“ —
 S. 131. Z. 8. lies: an, statt nun.
 S. 136. Z. 6. fehlt „durch“ vor „den“ —
 — Z. 18. lies: Spielraum und Trap-
 perie —
 S. 160. Z. 8. muß das (?) ein (!) seyn.
 S. 191. Z. 18. lies „auszuführen“ —
 S. 197. Z. 14. statt auch, „noch“ —
 S. 214. Z. 2. lies „dieses“ —
 S. 231. Z. 13. lies „Verfassung“.
 S. 233. Z. 18. fehlt nach Bibel „nicht“ —
 S. 236. Z. 3. muß „sie“ zweymal stehen.
 S. 241. Z. 6. lies „vielerley“ —

[Fc Bl. 14]

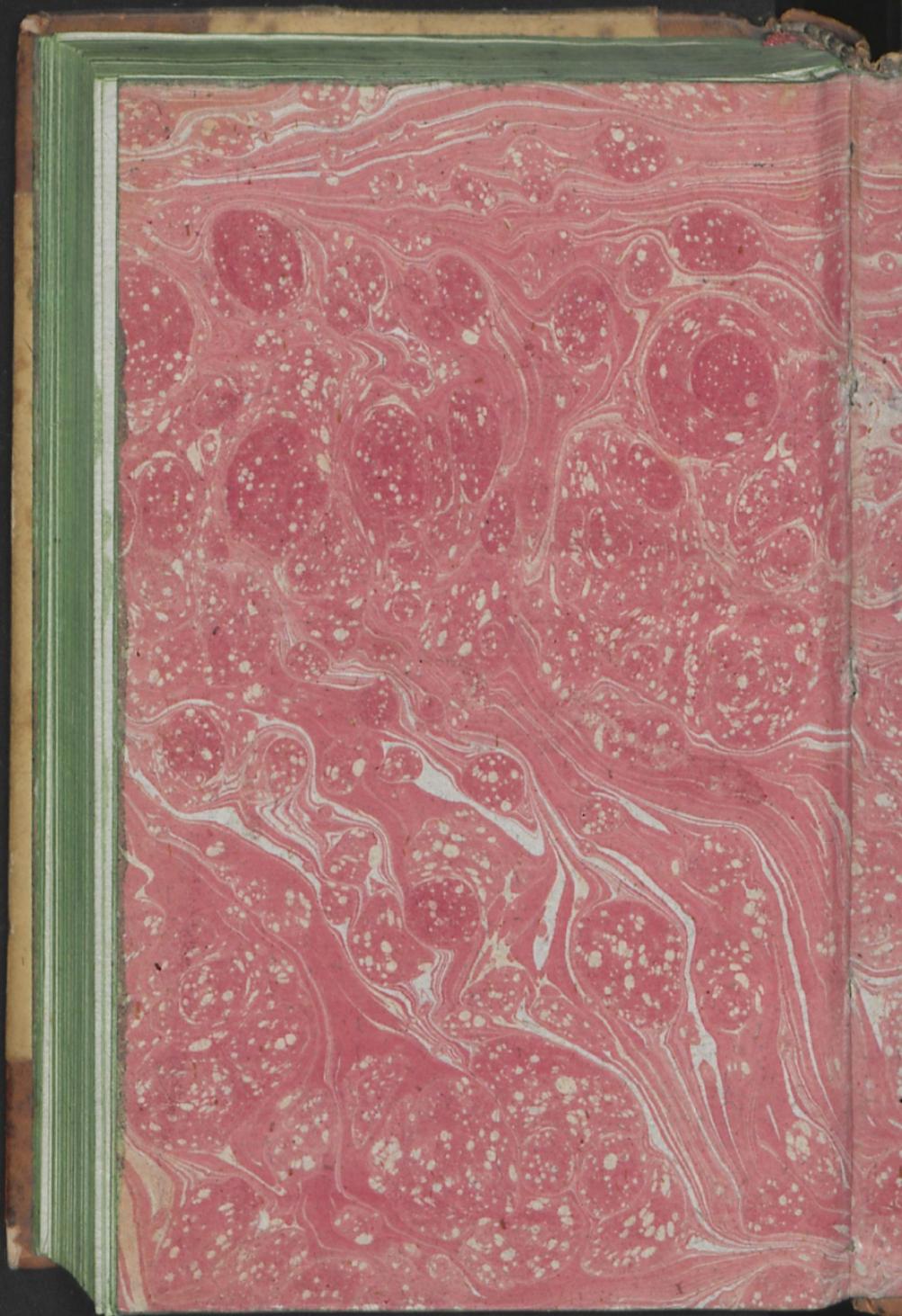
Goe 2464

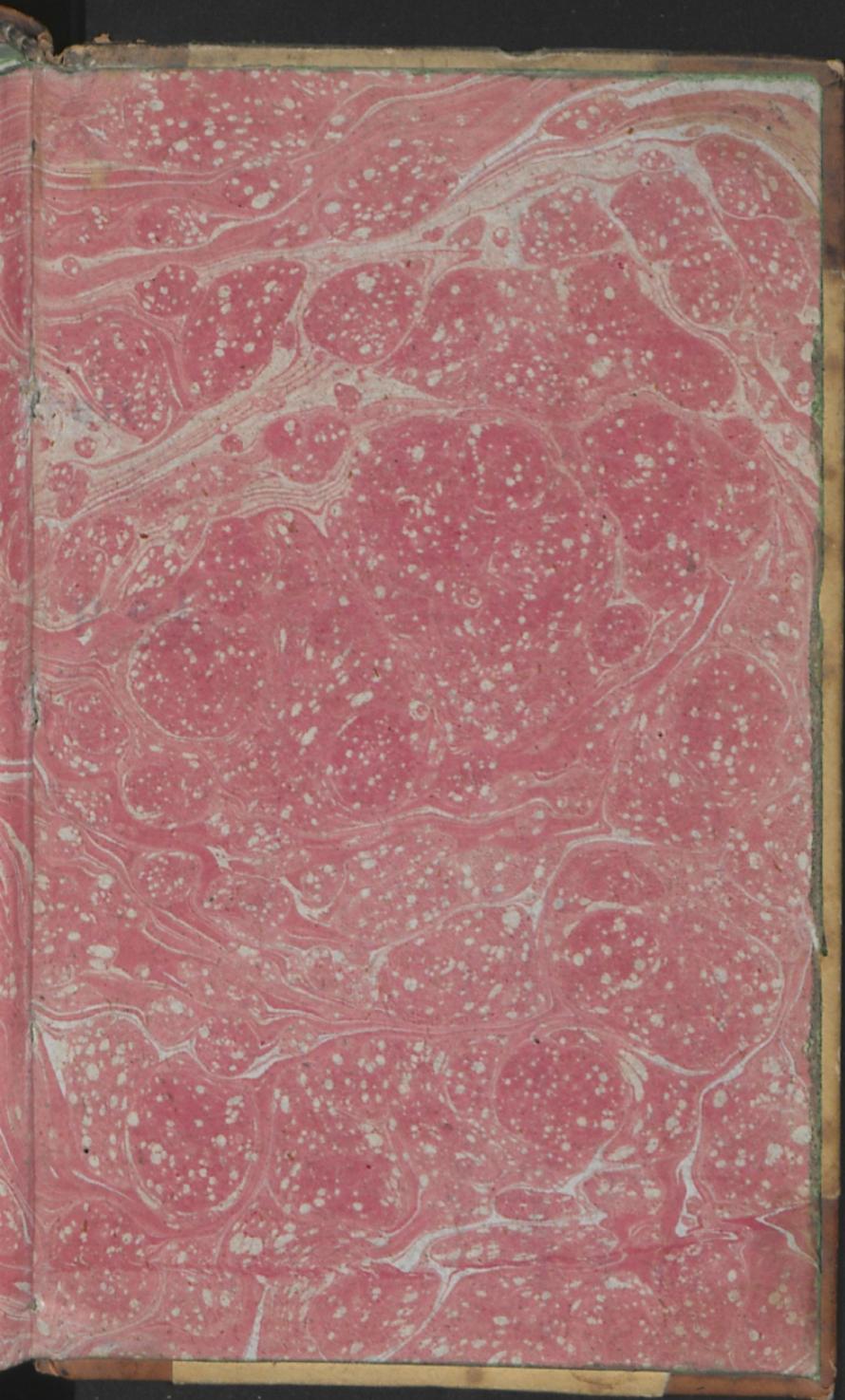
ULB Halle

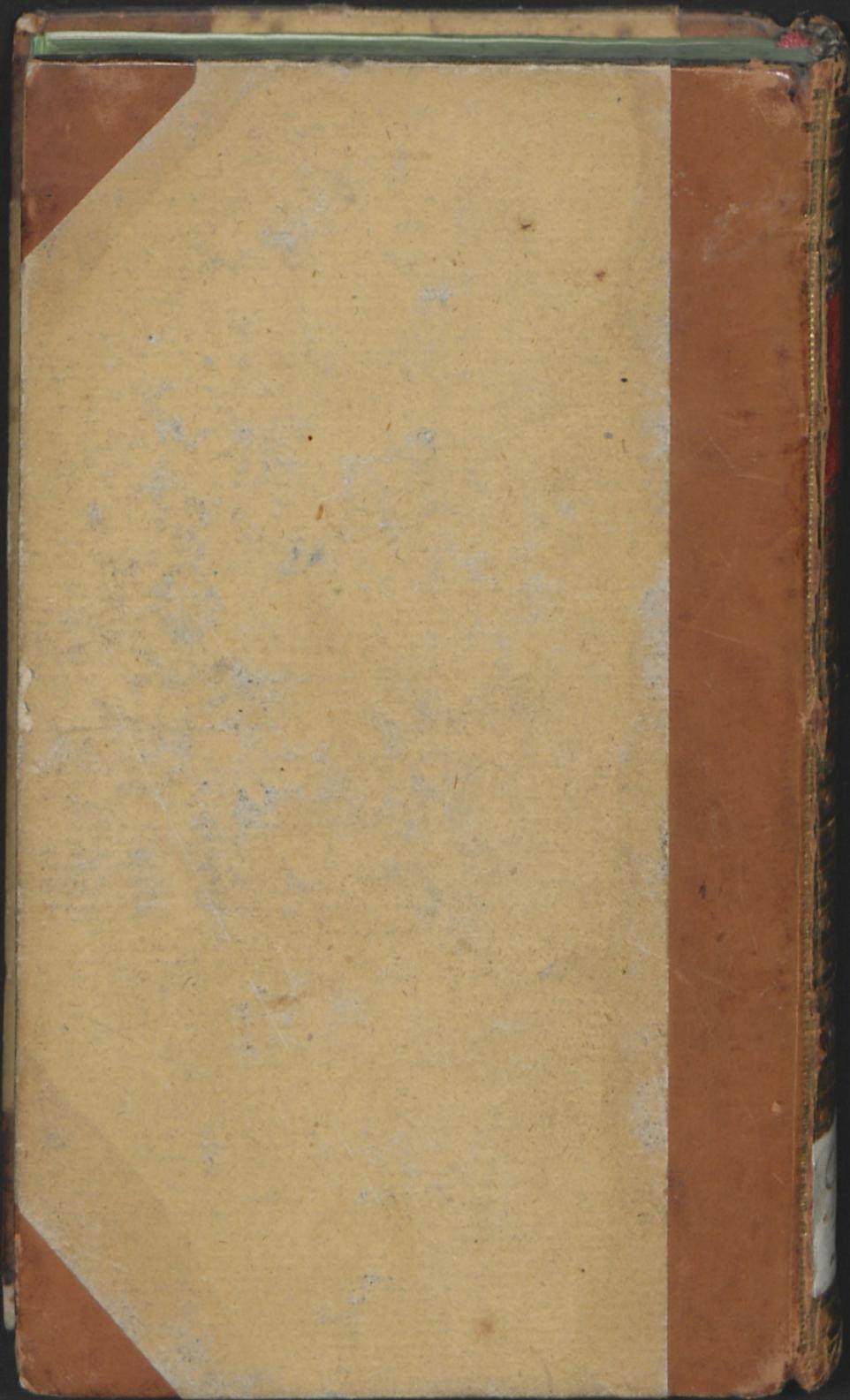
3

004 321 855











B l i c k
 in
 Das Gebiet der Künste
 und
 der praktischen Philosophie.

Leise deinen Zeitgenossen — aber was sie bedürfen,
 nicht was sie loben.

Schiller.



Botha,
 bey Justus Perthes 1796.

